Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine

Band: 29 (1947)

Heft: 21

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 23. Mai 1947 | Erscheint jeden Freitag | 29. Jahrgang Nr. 21

Schweizer Frauenblatt

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 11.50, halbjährlich Fr. 6.30 Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.—. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer Frauenvereine

Verlags-Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: August Stein A.-G., Stockerstraße 64, Zürich 2, Telephon 27 29 75. Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telephon 2 22 52. Postcheck-Konto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate – Inseratenschluß Montag abend

Pfingsten

Zeuch ein zu meinen Toren
Sei meines Herzens Gast,
Der du, da ich verloren
Mich neu geboren hast.
O hochgeliebter Geist
Des Vaters und des Sohnes
Mit beiden gleichen Trones
Mit beiden gleich gepreist!

Du bist ein Geist der Freuden,
Das Trauern willst du nicht,
Erleuchtest uns im Leiden
Mit deines Trostes Licht.
Ach ja, wie manchesmal
Hast du mit süßen Worten
Mir aufgetan die Pforten
Zum hohen Freudensaal!

Du bist ein Geist der Liebe,
Ein Freund der Freundlichkeit
Willst nicht, daß uns betrübe
Zorn, Hader, Neid und Streit:
Der Feindschaft Feind du bist
Willst, daß durch Liebesflammen
Sich wieder tu zusammen,
Was voller Zwietracht ist.

Beschirm die Obrigkeiten
Von Deinem Himmelstron
Gib uns getroste Zeiten
Schmück als mit einer Kron'
Die Alten mit Verstand,
Mit Frömmigkeit die Jugend
Mit Gottesfurcht und Tugend
Das Volk im ganzen Land.

Paul Gerhardt.

Jeder Mensch muß, so er ein wahrer Mensch ist, lernen, allein innerhalb aller zu stehen, allein für alle zu denken — wenn es nottut, sogar auch gegen alle! Aufrichtig denken heißt für alle denken, selbst wenn man gegen alle denkt. Die Menschheit bedarf derer, die ihr aus Liebe Schach bieten und sich gegen sie auflehnen, wenn es nottut! Nicht indem ihr der Menschheit zuliebe euer Gewissen und eure Gedanken fälscht, dient ihr der Menschheit, sondern indem ihr ihre Unantastbarkeit gegen gesellschaftlichen Machtmißbrauch verteidigt; denn sie sind Organe der Menschheit. Werdet ihr euch untreu, so seid ihr untreu gegen sie.

Romain Rolland.

Pfingstgedanken

„Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende." (Matth. 28, 20.)

Christus ist bei uns, nicht nur in Gedanken, nicht nur in der Erinnerung, nicht nur als eine Gestalt der Vergangenheit, deren Worte bleibenden Wert" hätten, sondern wahrhaftig und wirklich. Er ist bei uns als der, welcher unsere, deine und meine Krankheiten und Schmerzen trägt; er ist bei uns als der, welcher unsere Angst zu der seinen macht und unsere Herzen mit seinem Frieden umfängt; er ist bei uns in aller Sünde und Schuld und vergibt und heilt; er ist bei uns als der König, dem „alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben ist" und der auch heute mitten in dem dunklen Geschehen in der Welt alle Dinge nach seinem gnädigen Willen herausführt. Er ist bei uns a l l e T a g e als derselbe, als der er seinen Jüngern und jenen Menschen zu seiner Zeit begegnet ist.

Diese Gegenwart des Herrn wird Ereignis, wird Wirklichkeit durch den heiligen Geist. Pfingsten schenkt uns den lebendigen Christus, den Heiland der Menschen, mitten hinein in unser bedrohtes, von tausend Gefahren und Versuchungen umgebenes, von Schuld belastetes Leben hinein. Durch den heiligen Geist werden wir mit Christus so verbunden, daß der Erhöhte zugleich der gegenwärtige Herr wird, auf dessen Wort wir unerschütterlich vertrauen dürfen: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende." Streicht Pfingsten, und das Band zwischen Christus und uns ist zerrissen, der Gekreuzigte und Auferstandene bleibt uns fern, wird für uns bloß ein Stück Vergangenheit. Der heilige Geist und der lebendige Christus gehören unlösbar zusammen.

Der heilige Geist, das ist der Geist von oben. Kein Menschengeist und keine Menschenbegeisterung, und möchte sie noch so edel und beschwingt sein! „Und es geschah schnell ein Brausen vom Himmel", heißt es im biblischen Zeugnis über die Ausgießung des heiligen Geistes. Wir müssen wieder ganz ernst machen damit, daß der heilige Geist g ö t t l i c h e r G e i s t, des Vaters und des Sohnes Geist ist. Nicht wir machen durch unsere Kraft, durch unseren Glauben, durch unsere Anstrengungen Christus zum lebendigen Herrn unserer Gegenwart; nein, trotz unserer edelsten Bemühungen bliebe Christus für uns tot. Das Wunder des heiligen Geistes — und es ist ein Wunder — geschieht ganz allein von oben, wie damals in Jerusalem, so auch heute. Auf Pfingsten muß darum gebarrt, um den heiligen Geist muß gebetet werden: „Komm, o komm, du Geist des Lebens." Dieses Gebet aber wird erhört werden, so wahr der Herr selber uns diese Verheißung vom „Tröster", dem heiligen Geist, und von der „Kraft aus der Höhe" besonders groß gemacht hat.

Und wo das geschieht, wo es wirklich Pfingsten wird, da sind wir nicht nur wahrhaft getröstet, da werden wir zugleich als Zeugen in des Herrn Dienst gerufen wie jene Jünger und Jüngerinnen zu Jerusalem, die an jenem ersten Pfingstfest den herrlichen Trost der Gegenwart ihres auferstandenen und erhöhten Herrn erfahren durften. Sie wurden in alle Welt, hinein in ihren Jammer, ihre Kriege, ihre Schuld gesandt, diese Botschaft vom gegenwärtigen Herrn und Heiland zu verkünden. Auch wir, jedes, ist dazu aufgerufen: Sagt es in euren Familien, sagt es all den Betrübten und Verzagten, daß der Herr auch für sie da ist und ihre Last abnehmen und ihrer Seele große Kraft schenken will. Und wie damals wird der heilige Geist durch dieses Zeugnis wirken und auch in uns werden die befreiende, tröstende und stärkende Gegenwart des lebendigen Christus verspüren und gehalten von ihm ihre Straße fröhlich ziehen, wie steinig und steil sie auch sein mag.

Ma.

„Tag des guten Willens"

Auszug aus der Ansprache von Frau G. Haemmerli-Schindler am 18. Mai 1947.

Am Abend des 29. Aug. 1939 haben wir Zürcherfrauen uns in diesem selben feierlichen Raum versammelt. Unsere Herzen zitterten vor der furchtbaren Wirklichkeit des ausbrechenden Krieges. Ob Mann oder Frau, wir waren alle guten Willens und fühlten uns als Glieder e i n e s Volkes.

Fünfeinhalb Kriegsjahre und zwei Jahre ohne Krieg sind seit jenem Tag vorübergegangen. Wiederum haben wir uns hier in der unzerstörten Peterskirche zusammengefunden und alle kommen wir aus wohlbehaltenen Häusern und von gedeckten Tischen. Um uns dasselbe Bild wie damals, — und i n uns? Sind wir so durchdrungen von der Notwendigkeit gegenseitiger Hilfsbereitschaft, unter Hintansetzung unserer persönlichen Wünsche, wie wir es vor bald 8 Jahren gewesen sind?

Durch ein Wunder sind wir auch im zweiten Weltkrieg verschont geblieben und sind heute reicher und verwöhnter als alle uns umgebenden Völker, dafür aber ärmer an Erleben und ungeübt im Tragen von Not und Entbehrungen schlimmster Art.

Große Staatsmänner, berühmte Politiker, Rechtslehrer und Geistliche in aller Welt bemühen sich um den Frieden und können ihn doch den Menschen nicht geben. Wir sind tief beunruhigt durch das Scheitern so mancher Konferenz und schieben die Schuld dem einen oder dem andern Staatsmann, einem ganzen Volk oder einer Partei zu. Wir einzelnen Menschen erwarten, daß ein paar Männer zwischen den Völkern den Frieden herstellen, während wir selber in der eigenen Familie und im engsten Arbeitskreis oft genug keinen Frieden haben.

Wir sprechen alle vom Aufbau einer neuen und besseren Welt und vergessen, daß eine solche nur dann entstehen kann, wenn viele Menschen diese bessere Welt in sich tragen und sie andere spüren lassen. Alle schönen und guten W o r t e werden nichts nützen, solange sie nicht vom Einzelnen in d i e T a t umgesetzt werden.

Wir, hier in der Peterskirche in Zürich Versammelten, bilden einen winzigen Bruchteil der Einwohnerschaft einer einzigen Stadt. Und doch: welche Kraft könnte von Zürich ausgehen, wenn wenigstens wir unsere guten Vorsätze zur Tat werden ließen! Wenn wir von dieser Besinnungsstunde nach Hause gehen würden mit dem bedingungslosen Entschluß, von heute an täglich etwas zu tun, was uns nicht selbstverständlich ist und was einem andern Menschen Freude macht. Es brauchen keine Geschenke zu sein. Ein freundlicher Blick, ein Händedruck, ein vermittelndes Wort zur rechten Zeit können Wunder wirken. Seien wir doch ganz ehrlich: Es hat keinen Sinn Feiern, Konferenzen und Kundgebungen für den Frieden zu veranstalten, wenn wir mit dem Frieden nicht bei uns selber anfangen!

Es gibt wohl gar nichts Beglückenderes als einem Menschen zu begegnen, dem man anspürt, daß er den wahren Frieden in sich trägt. So wenig wie den Glauben selbst kann einer dem andern den Frieden ins Herz legen; aber dadurch, daß er ihn selber hat, weckt er im andern das Verlangen darnach. Möchte der heutige 18. Mai uns dieses Verlangen schenken! Seine Erfüllung würde unser eigenes und das Leben unserer Umgebung ändern und wir hätten damit bestimmt einen wertvolleren Beitrag an den Völkerfrieden geleistet, als wenn wir nur Resolutionen unterzeichnen oder anderen sagen, sie müssen für den Frieden arbeiten.

T a g d e s g u t e n W i l l e n s! Laßt daraus T a g e werden! Heute abend noch wollen wir da-

Altersversicherung und Uebergangsgeneration

Die ideale Lösung wäre, sofort mit Inkrafttreten des Gesetzes alle Renten voll auszubezahlen. Das würde aber viel zu weit führen und Mittel erfordern, die nicht abzubringen sind. Deshalb werden diejenigen, die selber gar keine Beiträge mehr zahlen, als Uebergangsgeneration betrachtet. Sie erhalten nur dann eine Rente, wenn ihr Vermögen und Einkommen eine bestimmte Grenze nicht erreicht. Es handelt sich somit um sog. Bedarfsrenten, die ferner nach Stadt, Halbstadt und Land abgestuft sind.

Wir haben also die Gewißheit, daß für unsere bedürftigen Alten sofort gesorgt ist, umsomehr weil Beiträge von Kantonen und Gemeinden nicht angerechnet werden.

Dr. E. N.

Wanderer in den Bergen

Ein einfacher Briefumschlag liegt vor mir. Ohne Hast, doch mit leiser Neugierde des Poststempels wegen habe ich ihn aufgerissen. Briefe aus Guarda erhielt ich seit langem nicht mehr und einstmals enthielten sie die gewünschte Anweisung über die Pflege der roten Engadinernelken. Das andere Mal, ich erinnere mich noch sehr genau, das Rezept für eine Busegga, dieselbe die uns regennassen, müden Wanderern einst der Inbegriff kulinarischer Genüsse erschien. Doch diese kraftvolle Suppe war nun längst in dem vielseitigen Speisezettel meiner lieben Frau eingegangen. Der Freunde einer, Konrad S., welcher Berggefährte und Freund uns war, hatte unlängst seine Liebe zu den Bergen mit dem Einsatz seines Lebens bezahlen müssen. Seither mieden wir die uns liebgewordenen Wege und Felsen, scheinen sie uns doch jede Wegmeile einen neuen Kampf mit dem Schicksal zu bringen, dem wir nur unser müdes „warum?" entgegenstemmen konnten.

Mittlerweile öffneten meine Finger mechanisch das sorglam gefaltete Papier. Es war mit großen Buchstaben bedeckt, die Linien der Zeilen strebten ein wenig nach oben und vergrößerten sich dem Ende zu, so als ob ein Mensch mit zunehmender Klarheit des Gedankens auch größere Sicherheit erhalten hätte. Ich blätterte die wenigen Seiten durch und suchte nach der Unterschrift. Der Name einer mir unbekannten Frau; als Adresse nannte sie das Haus unseres einstigen Gastgebers in Guarda, eines ehemaligen florentinischen Handelsmannes, den Heimweh und Schicksal vor Jahren in seine Heimat zurückgetrieben.

Vor meinem inneren Auge stiegen allmählich die Bilder jener letzten Engadinerreise auf. Es war ein ungewöhnlich heißer Sommer gewesen. Meine Freunde, es waren derer vier, wollten zum Abschluß dieses Bergsommers, den wir in einem einsamen Tal des obern Landwassers verbracht hatten, noch einmal jene bekannte Tour über die Forcellina unternehmen, die wir als Gymnasiasten gemeinsam mit unseren alten Herren in froher Laune und junger Begeisterung einst erlebten. Wie dazumal verließen wir auch jetzt die Bahn in Thusis, durchschritten die bekannten Häuserreihen, um unvermerkt in der Kühle und wilden Einsamkeit der Viamala auch unser Gespräch einschlafen zu lassen. So wanderten wir für sich, jeder seinen eigenen Gedanken nachhängend und sinnierend, was für seltsame Sprünge das Leben mit ihm unternommen in den langen Jahren seit jener ersten Reise diese enge Schlucht hinauf.

In Andeer suchten wir unter schattigen Bäumen kurze Rast. Das einsame Kirchlein von Cresta zog uns in die Höhe. Dort oben, wo die letzten Arven ihre knorrigen Aest dem Winde entgegentrotzten, wollten wir nächtigen. Am frühen Morgen des kommenden Tages hofften wir, einsamen Wegen folgend, über die Schneefelder des Septimer der Forcellina zuzustreben, nach Maloja hinunterzusteigen, um dann, wie müde Wandersleute, Wege und Straßen ob den Seen, immer Aug' in Auge mit diesen blauen Türkisen, dem Inn entlang das Unterengadin zu erreichen. Wir waren alle frohen Mutes. Wohl dünkte uns, die Zahl der Jahre lastete schwerer auf uns als ehedem. Besonders auf Konrad's hoher Stirn senkte sich mehr als sonst eine steile Falte. Mehrmals sah ich ihn so, seine Pfeife stopfend, mit mild verschleiertem Blick seine Augen über die fernen Spitzen der südlichen Berge gleiten lassend. „Konrad", sprach ich zu ihm eines abends, als er wiederum, vor dem Gasthause stehend, seinen Blick dem durchsichtig gefärbten Himmel zuwandte und mein Kommen nicht zu hören schien, „Konrad, mir scheint, du suchest etwas und dein Herz finde keine Antwort." „Dem ist so, Hans-Kaspar", bejahte er mit seiner dunkeln Stimme. „Komm, trinken wir ein Glas dieses herrlichen Weins dahrinnen, vielleicht, daß er mir die Stimme löst und ich mein Herz befreie von einer Last, die du nicht kennst, noch ahnst." Damit schob er seine Hand leicht unter meinen Arm und schritt der Stube zu, deren dunkles Getäfer im Lichte einer mit farbigem Stoff leicht abgedämpften Lampe seidig schimmerte.

Das Geständnis kam mir ganz unerwartet. Als ob ein Fluß ins Reissen geraten wäre, so brockten die Worte aus Konrad heraus. Manchmal stockte er, dann strich er mit der Hand über seine, trotz der Kühle der Nacht schweißbedeckte Stirne, trank einen langen Zug aus dem quellgrünen Glas des Veltliners und erzählte weiter.

Es war eine einfache Geschichte. Als junger Student hatte er in Florenz die Tochter seines Gastgebers geliebt, eines berühmten Latein-Professors der dortigen Universität. Seine Liebe schien erwidert zu werden. In gegenseitigem Ansporn oblagen die beiden ihrem Studium. An stillen Abenden begleitete er Maria mit seiner Geige oder sie sang ihm die Arien zu seinem bewegten Spiel am alten Flügel. Dann dünkte ihn, reinere Einheit werde das Leben ihm nicht zu schenken vermögen.

Erst viel später, es war im Herbst, als die Familie zu einem Landaufenthalt sich rüstete und der ihm wohlgesinnte Professor ihn einlud, an der Traubenernte im heimatlichen Gehöfte teilzunehmen, sah er, schon den Duft seiner Heimaterde riechend, die Schwierigkeiten in einer Verbindung mit Maria vor sich. Doch im Taumel des Abschieds, des Weins und der südlichen Sonne riß er die Geliebte noch einmal an sich, wie um ein letztes Mal ihrer Süße und Lieblichkeit inne zu werden. Dann, schwere Krankheit des Vaters vorschützend, floh er nach Florenz zurück, packte seine Koffer und reiste in die Heimat zurück.

Maria hatte ihn nicht verstanden. Ihre Briefe, zärtlich und flehend, griffen ihm ans Herz, doch er hatte sich schon allzustark wieder dem nördlichen Klima zugewandt, auch neue Freunde gefunden, als daß er Marias stummes Fordern verstanden hätte.

Dann starb sein Vater. Die Unruhe, der Schmerz um ihn, ließen ihn vergessen, daß Maria, kurz entschlossen sich selbst ihm darzubieten, die weite Reise zu ihm nicht scheute. So traf sie ein, eben als der Leichenzug das stille Haus hinter den Bäumen verließ. Konrad konnte ihr eben noch die Hand drücken, in ihre stillen, dunkeln Augen und in ein blasses, von roten Flecken seltsam entstelltes Antlitz blicken.

Des abends spät, als die Zurückgebliebenen heimkehrten vom stillen Gang, war Maria weggegangen. In der Gartenlaube lag auf dem runden Tischlein ein kleines, weißes Kärtlein. „Addio carissimo" las er, mit feinen Zügen geschrieben. Die Rückseite des Kärtleins trug den Namen „Maria Nardi" — sonst nichts.

Anderntags führten ihn die Schritte noch einmal ins Gartenhaus. Unter dem Tisch lag die verwelkte Knospe einer Teerose. Diese zu sich nehmend, entdeckte er, wenig entfernt nur am Boden ein feines, weißes

mit beginnen in unseren Familien und morgen in unserem Berufs- oder Geschäftskreis, unter unseren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern. Dazu rechne ich selbstverständlich alle, die an einem gemeinsamen Werk arbeiten, sei es in einer Fabrik, in einem Geschäft, einem Verwaltungszweig, einem Spital, oder im privaten Kreise. Denken wir auch daran, daß Bahn- und Tramangestellte, Briefträger, Milchmänner, Ausläufer und Hausierer Menschen sind, die Anspruch auf Freundlichkeit und Rücksichtnahme haben.

Wer Ernst machen will mit dem Tag des guten Willens, der beginnt ihn jeden Morgen neu. Bevor er den guten Willen des andern voraussetzt, wird er ihn in sich selber festigen. Er wird seine Mitmenschen nach kurzer Zeit gar nicht mehr so schwierig finden wie zuvor. Menschen guten Willens haben es viel leichter als andere, auch wenn sie persönlich vielleicht ein schweres Schicksal zu tragen haben. Sie machen es sich aber nicht noch viel schwerer durch unnötige Sorgen wegen vermeintlicher Zurücksetzung und Empfindlichkeiten, sie gehen ruhig ihres Weges und suchen das in den andern zu finden, was verbindend und aufbauend ist. Die „andern gelten lassen" gehört an erster Stelle im Programm des guten Willens.

Was sich im Leben der einzelnen Familien und der Arbeitsgemeinschaften abspielt, spielt sich auch unter den Völkern ab. Was wird die Zukunft diesen bringen? Krieg oder Frieden? Darüber hat die Schweiz als kleiner und neutraler Staat nicht zu bestimmen. Jeder Schweizer aber hat die Freiheit zu entscheiden, ob Friede sei zwischen ihm und seinen Mitmenschen. Damit ist uns allen eine große Verantwortung auferlegt und sie gilt für uns in- und außerhalb unserer Landesgrenzen.

Wir können nicht den Tag des guten Willens feiern und zugleich Richter sein wollen über jene, die andere Wege geführt worden sind als wir. Guten Willens sein zu dürfen und helfen zu können ist heute mehr als je eine Gnade. Lassen wir sie nicht an uns vorbeigehen jetzt, wo die Gefahren von außen scheinbar in die Ferne gerückt sind, die innere Gefahr sich zu verstecken versteht und viele von uns die Not, die außerhalb unserer Grenzen herrscht, nicht mehr sehen wollen.

Im Herbst 1939 fühlten wir eine Welle der Hilfsbereitschaft durch unser ganzes Land gehen und sie ist nicht versiegt bis zum Ende des Krieges. Heute ist es an manchem Ort anders geworden. Wir möchten wünschen, daß all' diese Egoisten, aber auch viele andere Schweizer und Schweizerinnen hinausgehen könnten in eines der verwüsteten Länder. Nicht als Ferienreisende an gedeckte Hoteltische, wie es leider schon geschieht, sondern als Menschen zu den Menschen, die buchstäblich alles verloren haben. Die Lebensbedingungen von Hunderttausenden von solchen Menschen sind tatsächlich für uns Schweizer unvorstellbar, so lange wir nicht wenigstens vereinzelte Städte gesehen haben, die in Trümmern liegen. Inmitten dieser Trümmer, die uns den ganzen Wahnsinn unserer Zeit offenbaren, ist Mitleid nicht am Platz, aber Ehrfurcht und Schweigen.

Unschuld, Schuld, Mitschuld, was haben wir Menschen zu urteilen, wenn ein solches Gottesgericht über Schuldige und Unschuldige hereingebrochen ist?

Alle, die heute Gelegenheit haben, die segensreiche Tätigkeit der Schweizerspende und der übrigen schweizerischen Hilfswerke mit eigenen Augen im Ausland zu sehen und zu hören, was sie für die notleidende Bevölkerung bedeutet, kehren beschämt zurück und werden sich in Zukunft hüten, oberflächliche Kritik an unseren Hilfswerken zu üben. Fehler macht jeder Mensch und jede Organisation, besonders wenn sie plötzlich und unter außerordentlichen Umständen ins Leben gerufen werden muß. Die Schweizer und Schweizerinnen, — die letzteren sind viel zahlreicher — die heute unter primitiven Verhältnissen die Mission der helfenden Schweiz erfüllen, sind Menschen guten Willens im besten Sinne des Wortes! Sie leisten nicht nur wahren Samariterdienst im Ausland, sondern sie verkörpern auch allerbestes Schweizertum.

Die Worte einer jungen Equipenleiterin geben uns deshalb sehr zu denken und wir wollen sie hier in aller Oeffentlichkeit wiederholen: „Es fällt uns schwer zurück zu kommen in die Schweiz, und wenn wir es tun, dann schweigen wir am liebsten. Die Leute bei uns urteilen so hart und sind so selbstgerecht."

Diese traurigen Worte erinnern uns an die Apostelworte: „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle. Und wenn ich alle meine Habe ..."

Der Tag des guten Willens des Jahres 1947 geht zu Ende. Wenn er zum Segen werden soll für uns und für andere, dann müssen wir Den darum bitten, der einzig und allein uns den Frieden geben kann: Ohne Gott gibt es keine Liebe und ohne Liebe gibt es keinen Frieden. Der Weg aber der zum Frieden führt ist das Gebet.

Wir können wohl in unserer heutigen Besinnungsstunde nichts Besseres tun als die Worte zu wiederholen, welche vor mehr als 700 Jahren der Mönch von San Damiano, Franz von Assisi gesprochen hat:

O Herr,

Mache mich zum Werkzeug Deines Friedens!

Daß ich Liebe übe, da wo man haßt,

Daß ich verzeihe, da wo man sich beleidigt,

Daß ich verbinde, da wo Streit ist,

Daß ich Hoffnung erwecke, wo Verzweiflung quält,

Daß ich ein Licht anzünde, wo die Finsternis regiert,

Daß ich Freude bringe, wo der Kummer wohnt.

Ach Herr,

Laß Du mich trachten

Nicht daß ich getröstet werde, sondern daß ich tröste,

Nicht daß ich verstanden werde, sondern daß ich verstehe,

Nicht daß ich geliebt werde, sondern daß ich liebe;

Denn wer da hingibt, der empfängt,

Wer sich selbst vergißt, der findet,

Wer verzeiht, dem wird verziehen,

Und wer da stirbt, der erwacht zum ewigen Leben.

riri

gute Reissverschlüsse

Aktion für das gesundheitlich gefährdete Schweizerkind

Es geht uns alle an!

Kinder sind das größte und schönste Gut eines Volkes, auf die Kinder setzt es seine Hoffnungen. Seelisch, geistig und körperlich wollen wir den Kindern die besten Entwicklungsmöglichkeiten bieten. Ohne jede Verzärtelung wollen wir sie lebenstüchtig machen. Wie sich der Mensch in seiner Entwicklung geistig mit den Rauheiten des Lebens auseinandersetzen muß, um diese Lebenstüchtigkeit zu erwerben, ja zu erkämpfen, so gilt das gleiche für das körperliche Gebiet. Auch die bestentwickelte und vernünftig betriebene Körperpflege und Abhärtung kann nicht schützen vor den Auseinandersetzungen des menschlichen Organismus mit den Unbilden des Lebens, die wir Krankheiten nennen. Kaum zur Welt gekommen, wird das Menschlein in derartige Auseinandersetzungen hereingezogen. Besonders sind es die Infektionen, Kinderkrankheiten genannt, die ihn bedrohen, da der Mensch für diese Erkrankungen so empfänglich ist, daß schon das erste Zusammentreffen mit den Krankheitserregern zur Krankheit führt.

Eine Sonderstellung unter diesen Krankheiten nimmt die Tuberkulose ein. Auch heute noch kommt sozusagen jeder Mensch mit den Erregern dieser Krankheit zusammen. Nicht jeder wird krank, glücklicherweise. Aber ob es zu wirklicher, lange dauernder Krankheit kommt, das hängt von vielen teils bekannten, teils unbekannten zusätzlichen Faktoren ab.

Trotz hocherfreulicher Fortschritte in der Vorbeugung und der Behandlung der Tuberkulose wird immer noch ein erheblicher Teil unseres Volkes von diesem Leiden betroffen. Nur ausnahmsweise wird auch in unserer Zeit ein Mensch durchs Leben wandern, ohne mit diesem heimtückischen Feind der Gesundheit Bekanntschaft machen zu müssen; denn allen Bemühungen wissenschaftlicher und ärztlicher Kunst, Technik und Gesetzgebung zum Trotz erzwingt sich dieser winzige und oft so furchtbare Feind den Eintritt in den menschlichen Körper.

Um die Sache jedes Einzelnen handelt es sich hier, also um die Sache aller. Darum hat die Allgemeinheit das höchste Interesse, diesen Fragen ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Jedermann kann, heute scheinbar gesund, morgen schon in die Reihe der tuberkulös Erkrankten eintreten müssen.

Zu den Sorgen der bangenden Eltern um Gesundheit und Leben ihres Kindes, gesellen sich die Sorgen um die Beschaffung der Kurmittel, die Sorgen, dem Kinde wirklich das zukommen zu lassen, was zum Wiedergewinn von Gesundheit und Lebensfreude absolut notwendig ist, und damit das Suchen nach einem Platz in einem Kindersanatorium; denn die Kuren sollen so frühzeitig wie möglich und so lang wie notwendig durchgeführt werden. Ein drückendes Gefühl bemächtigt sich der Eltern. Enttäuschung, ja Erbitterung sind in manchen Fällen die Folgen solcher Situationen. Die Krankenkassenleistungen bleiben heute erheblich unter den Selbstkosten der Kinderheilstätten und die staatlichen Zuwendungen, so erfreulich sie sind, reichen häufig auch noch nicht zu deren Deckung. Die Kindersanatorien sind überfüllt und die gesundheitlich gefährdeten Kinder müssen warten, bis ein Platz frei wird. Auch hier muß die Hilfe jedes Einzelnen einsetzen. Einmal aufgeklärt, wird gewiß jeder bereit sein, zu geben.

Es ist nun einmal so, daß die Heilung der Tuberkulose eine Geldfrage ist. Das gesundheitlich gefährdete Kind, das Kleinkind und besonders der Säugling bedürfen überaus sorgfältiger Wartung und Pflege. Die Mutter soll wissen, daß ihren Kindern nicht nur nichts mangelt, sondern daß auch das Menschenmögliche getan wird, um ihnen die Gesundheit wieder zu geben. Besonders auch in der Ernährung darf nicht gespart werden. Gute Ernährung bildet einen wichtigen Heilfaktor. Sie muß den Bedürfnissen des Kindes angepaßt sein, sie muß nach Gehalt, Geschmack, Zubereitung den Kindern zusagen und der im Beginn der Krankheit oft bestehenden hartnäckigen Appetitlosigkeit Rechnung tragen.

Wir wissen jetzt, woran es fehlt und wo unsere Hilfe einsetzen muß. Deshalb verstehen wir auch, daß zum Mittel einer Sonderaktion gegriffen werden mußte, um so weitere Geldmittel für die Hilfe an unseren gesundheitlich gefährdeten Schweizerkindern zu beschaffen. Am 31. Mai und 1. Juni wird darum ein Vergißmeinnicht-Abzeichen verkauft. Wir wollen die jungen Vergißmeinnichtbringer gewiß nicht abweisen!

Prof. W. Löffler.

Niklaus von der Flüe

Am 15. Mai, am Himmelfahrtstag, wurde in der Peterskirche in Rom nach langjährigen Verhandlungen Bruder Klaus heilig gesprochen, womit ein Wunsch der Schweizer Katholiken erfüllt wurde. Es ist zu hoffen, daß die vielen, zum Teil hochinteressanten Arbeiten über den neuen Heiligen in allen protestantischen Schweizern das Bewußtsein geweckt und gestärkt haben, daß Niklaus von der Flüe für alle Schweizer, nicht nur ein Gottesmann, sondern von eminenter politischer Bedeutung war: als Vorfechter unserer Neutralität, der Friedensbewegung, als Bekämpfer des Reislaufens, der Einmischung in fremde Händel, und als steter Mahner zur Einigkeit. Er stand in seiner geistigen, vaterländischen Struktur Zwingli am nächsten, der nach ihm gegen die gleichen Uebelstände im politischen Leben der Eidgenossenschaft kämpfte. Und ebenso ist zu hoffen, daß er durch die erfolgte Heiligsprechung, um all dieser für unser Land so segensreichen und bedeutungsvollen Einflüsse willen, dem protestantischen Schweizervolk nun nicht innerlich entfremdet werde, denn das ist eine Gefahr und wäre ein Verlust für uns alle.

Politisches und Anderes

Abstimmungsresultate

Der vergangene Sonntag stand im Zeichen der Abstimmungen: Die eidgenössische Abstimmung über die sozialdemokratische Initiative auf „Wirtschaftsreform und Recht auf Arbeit" wurde, wie zu erwarten war, verworfen. Bei nur rund 59 Prozent Stimmbeteiligung (wären es Frauen, würde man von Mangel an politischer Reife und an Verantwortungsgefühl gesprochen oder gesagt haben: „da seht ihrs, sie müssen kochen und haben keine Zeit, zur Urne zu gehen!") standen sich 538 000 Nein und 245 500 Ja (die sozialistischen Stimmen) gegenüber. — Aus den Kantonen mag interessieren: In Bern ist der Kredit von 3,5 Millionen Franken zum Bau einer großen Festhalle nicht bewilligt worden; die Stimmbürger haben sich vermutlich doch von der Mahnung des Bundesrates beeindruckt gefühlt, daß dem Wohnbau, nicht aber solchen Bauten heute in erster Linie Geld und Arbeitskräfte bewilligt werden sollten. Ein gleiches Schicksal erfuhr im Kanton Zürich die Abstimmung über eine Kreditbewilligung von 1,7 Millionen für den Bau eines Bezirksgebäudes in Dielsdorf. Uns scheinen dies Anzeichen, daß man nun doch nicht mehr gewillt ist, andauernd Riesensummen aus der öffentlichen Hand auszugeben, wenn es sich nicht um dringend nötige Werke handelt. Der Bau eines neuen Sanatoriums für Tuberkulöse dagegen, welches 7,5 Millionen kosten soll, und das die Berner in Montana erstellen wollen, hat Zustimmung erfahren. — In Neuenburg wurde mit 12 590 gegen 9600 Stimmen beschlossen, am Obligatorium des 9. Schuljahres festzuhalten und nicht der Versuchung zu erliegen, um der Hochkonjunktur willen, die junge Arbeiter zu schätzen wüßte, das 9. Schuljahr nur noch fakultativ weiterzuführen. — In Genf schließlich haben die Stimmbürger ein Gesetz angenommen, das unter gewissen Einschränkungen die Zulassung der Chiropraktik gestattet.

Hochkonjunktur

Im Geschäftsbericht des Eidgenössischen Volkswirtschaftsdepartementes 1946 spiegelt sich die außergewöhnliche Hochkonjunktur, die mit der Wiederaufnahme der Wirtschaftsbeziehungen zum Ausland eingesetzt hat. Die Zahl der Fabriken ist von 9720 (1945) auf 10 478 (1946) gestiegen. Dem Fabrikgesetz unterstehen jetzt rund 481 000 Arbeiter und Arbeiterinnen gegen 435 000 vor Jahresfrist; ein Anstieg der Arbeiterzahl um 10 Prozent. Natürlich fehlen diese Kräfte dann in anderen Arbeitszweigen. Zudem wurden fast doppelt so viel Ueberstunden geleistet als im vorherigen Jahre.

Ein großer Prozeß

gegen schweizerische Landesverräter hat in Zug vor Bundesstrafgericht begonnen: 36 Schweizer, von denen 12 sich außer Landes, wohl zumeist in Deutschland, befinden — sie werden von 12 Rechtsanwälten verteidigt — stehen wegen ihrer üblen Machenschaften im „Bund der Schweizer in Großdeutschland" vor Gericht. Namen wie Zander, Wechlin, Lienhard, Burri (um nur etliche der „Prominenten" zu nennen) sind uns aus der Zeit der größten Schwierigkeiten, aus den Jahren 1940—1945 in böser Erinnerung. Diese Schweizer, als „politische Soldaten Adolf Hitlers" in Deutschland auf den Führer vereidigt, waren zu allem Tun bereit, das aus unserer Heimat den deutschen „Gau Schweiz" hätte machen sollen. Schon aus den Aussagen einiger Angeklagten am ersten Tage wird ersichtlich, mit welcher politischen Ignoranz und Verantwortungslosigkeit diese Leute ihr Vaterland verrieten. Der Prozeß wird einige Wochen dauern.

Eine neue Stiftung

Mit einem Kapital von 130 000 Fr. wurde von privater Seite die Motta-Stiftung gegründet, welche die Schulung von Kindern aus kinderreichen Familien fördern will. Vielleicht ist dies das Kapital, das einstmals für ein Motta-Denkmal gesammelt wurde. Jedenfalls ist dies ein Weg, die Erinnerung an Bundesrat Motta dauernd auf positive Art zu pflegen.

Noch immer aktiv

sind deutsche Nationalsozialisten offenbar in Afrika, denn aus Kapstadt wird gemeldet, daß beantragt sei, 254 Personen, von denen 197 Deutsche aus Südwestafrika sind, zu deportieren. Südwestafrika war bekanntlich bis 1914 deutsches Territorium. Im Bericht der parlamentarischen Kommission heißt es, daß die deutschen Nationalsozialisten in Südwestafrika zu einer bedeutenden Gefahr für den ganzen Erdteil geworden seien.

E. B.

Taschentuch. Er hob es auf; es entschwebte ihm eine leichte Süße. Das feine Linnen war feucht anzugreifen. Er entfaltete seine Brieftasche, legte Karte, Knospe und Tüchlein hinein, schloß sie wieder und steckte sie ein. Dann verließ er den stillen Ort. Auf halbem Wege blickte er sich um, kehrte um ein weniges zurück, doch dann schritt er, entschlossen und bestimmt, dem Hause zu.

Von Maria hörte er seitdem nichts mehr. Er lernte bald ein junges, frisches Mädchen kennen. Aus der späteren Ehe entsprossen drei Kinder, beim letzten verlor die junge Mutter ihr Leben. Konrad hatte sich nicht entschließen können, nochmals zu heiraten. Eine treue Magd führte seinen Haushalt und half mit, die Kinder groß zu ziehen. Nun sind auch diese alle fortgezogen und haben eigene Neste gebaut. Sann deshalb Konrad nun mehr zurück nach dem Land seiner frühen Liebe, oder war das ständige Stacheln eines unsicheren Gewissens dessen Ursache?

Einmal noch wagte er die Reise nach Florenz, durcheilte die bekannten Gassen und wendete seine Schritte dem palazzoähnlichen Hause hinter der Kathedrale zu. Die Pforte war geschlossen. Die grünen Läden schienen ein Geheimnis zu bergen. Ein alter Mann, der unweit des Hauses auf seinem Bänklein saß, konnte Konrad nur wenig Auskunft erteilen. Der Professor sei vor kurzem seiner vor Jahren verstorbenen Frau im Tode nachgefolgt. Es sei ein schweres Schicksal über dieser Familie gelastet, indem die Tochter des Gelehrten auf dem Lande in aller Einsamkeit einem Kinde das Leben geschenkt, dabei aber gestorben sei. Das Kind, ein Mädchen, sei jedoch von den Eltern der Signorina nie mehr aufgefunden worden, so sehr sie sich auch bemüht hätten, das ihrer Tochter zugefügte Unrecht an ihrem Großkinde gutzumachen. —

Mittlerweile hatte sich draußen die Nacht herabgesenkt. Die Sterne leuchteten in verwirrendem Glanze zum Fenster herein, als Konrad ein Flügelchen öffnete und die kühle Nachtluft hereinließ.

Am Morgen des folgenden Tages wanderten wir Tarasp zu. Die Hitze des Tages ließ uns in Ardez rasten. In der Posta veglia empfing uns nach dem kühlen Vorraum ein heimeliges Stübchen. Im dämmerigen Lichte der Küche erhoben sich zwei Frauengestalten vom Herde, deren eine auf ihren Armen ein kaum zweijähriges Mädchen trug, dessen schwarzbraune Rehaugen scheu und fragend uns entgegenblickten. Konrad blieb damals stehen und streichelte die kleinen Händchen. In plötzlicher Gebärde warf sich das Kind an seiner Mutter Hals, sodaß diese ihn scheu fragend anblickte. Er schaute in zwei ihm seltsam bekannt vorkommende Augensterne von heller Bläue. Doch dann senkte die junge Frau den Blick, beruhigte ihr Kind in italienischer Sprache, in jener besonders schönen Färbung, die nur der Toscana eigen ist. Dies wunderte mich und als wir beim Wein und Brot mit dem Wirte ins Gespräch kamen, vernahmen wir, daß ihm der Krieg ein Bündel Menschen — Frau und Kind — ins Haus getrieben aus dem nachbarlichen Italien, deren Pflege er nun übernommen. —

Hatte Konrad schon damals etwas geahnt? Er blickte mich stumm und fragend an. Doch dann begehrte das Leben sein Recht; keines tat trübseliger Gedanken Erwähnung. —

„Egregio Signor Dottore", begann der Brief aus Guarda, „Freunde in Ardez, die eine junge Frau aus Italien seit Kriegsausbruch bei sich aufgenommen haben, möchten wissen, ob in ihrer Stadt sich ein Herr, namens Konrad S. befindet. Die junge Frau hütet seit Jahren einen Brief, der ihr von ihren Pflegeeltern als einziges Andenken an ihre Mutter, eine einstige Florentinerin, vermacht wurde. Dieser Brief trägt die Anschrift eines Herrn Konrad S. und sei ihm zu übergeben, falls dieser sich jemals ihrer erinnern würde, oder sie sich in Not befinde. Da hoffte ich, daß Sie, Signor Dottore, vielleicht die Güte hätten, der jungen Frau in ihrem Suchen behilflich zu sein." —

Bettina Baumann

Lyceum-Club Zürich

Yvonne Griesser-Nodot schenkte uns eine Stunde französischer Klaviermusik. Das Programm den Komponisten Debussy, Ravel und Severac gewidmet, nahm sich äußerst reizvoll aus; aber es zeigte sich bald, daß die treffliche Pianistin insofern nicht ganz glücklich gewählt hatte, als die französische Klaviermusik mit ihren im Grunde sich wiederholenden Impressionen und Tonmalereien schließlich recht gleichförmig wirkt und wenig Gelegenheit bietet, abwechslungsreich zu gestalten. Trägt doch sogar der eigentliche Klavierstil der verschiedenen Tonsetzer wesensverwandte Züge! Mit diesem das Programm betreffenden Vorbehalt ist nichts gegen die ausübende Künstlerin gesagt, die ihre Aufgabe technisch wie geistig durchaus beherrschte.

Etwas Erfrischenderes als den Duetten-Abend der beiden Sopranistinnen Gabrielle Ulrich-Karcher und Lilly Baumann läßt sich kaum denken! Was für musikalische Kostbarkeiten wurden da im 1. Teil (neben Mozart) ans Licht gezogen und in welcher Vollendung dargeboten! Darüber, ob das berühmte Duett aus dem „Freischütz" oder die große Gesangsszene aus den „Lustigen Weibern" in den Rahmen eines intimen Konzerts gehören, ließe sich streiten, aber wenn, wie hier geschehen, durch die schlackenlose Schönheit der Stimmen und das gesangliche Können, verbunden mit belebtestem Ausdruck das Podium zur Bühne wird, schwindet jeder Zweifel und man genießt ohne Vorbehalt. Unsere Violinistin Lotte Kraft und Ernst Heß, der den Klavierpart aller Begleitungen mit musikalischer Einfühlung betreute, bereicherten das Programm mit einer Sonate von Mozart und einer sonatinenhaften „Sonate" von C. M. v. Weber, der wohl selten die Ehre zu teil wird, öffentlich vorgetragen zu werden.

Auf das Liederkonzert der Preisträgerin unseres „Concours musical" vom April dieses Jahres durfte man gespannt sein. Die Altistin Friedel Kunz (eine Zürcherin), ist vor allem Gestalterin von Temperament und als solche eine Persönlichkeit, die uns etwas zu sagen hat. Auch ihrer Stimme eignet persönliche Farbe, sie „steht" in allen Lagen, ist eher kernig, als quellend, hat aber Volumen und erreicht mühelos eine klangschöne Höhe. Wir wünschen der Sängerin, wie ihrer bewährten Begleiterin, Marianne Wreschner, für ihre Tournees, die sie im Herbst nach Italien, in die Lyceen von Mailand, Rom und Florenz führen soll, den besten Erfolg!

Anna Roner.

Wie bleiben wir oben?*

Motto: Die Sich-Verlierenden läßt alles los. R. M. Rilke

Dieses Oben, von dem wir sprechen wollen, ist nicht ein Oben das Macht, Einfluß, Führung anderer bedeutet. Es ist ein geistiges, ein seelisches Oben, ein Begriff, mit dem wir unsere geistige Haltung dem Leben, seinen Aufgaben und seinen Kämpfen gegenüber bezeichnen wollen.

Zuerst müssen wir uns klar machen, was wir als unten empfinden, als unten qualifizieren. Auch das sind Zustände, die, obwohl sie sehr oft aus dem Materiellen herkommen, in ihren Auswirkungen doch ins Geistige greifen.

Nach unten, d. h. in die Mutlosigkeit, die Verzweiflung, die Apathie, die Verbitterung, die Lieblosigkeit, den Egoismus, die Kleinlichkeit, die Rachsucht können uns die verschiedensten Ursachen bringen: Materielle Sorgen, Krankheiten, Ehelosigkeit oder unglückliche Ehen, Kinderlosigkeit oder Sorgen um Kranke, geistesschwache, charakterlich mißratene Kinder, Mißerfolge im Beruf, in der Arbeit, in unserem sozialen Wollen, in unserem gesellschaftlichen Ehrgeiz, Enttäuschungen in Freundschaft und Liebe usw., usw. Jedes eingelne dieser Gebiete ist für sich allein imstande, so auf unser seelisches Denken und Fühlen einzuwirken, daß es nicht viel Sich-gehenlassen unsererseits braucht, um uns niederzudrücken, entmutigen und in uns die Idee aufkommen zu lassen, daß wir ein armes bedauernswertes Geschöpf seien und alles Recht dazu hätten, die Flügel hängen zu lassen, immer tiefer in unseren seelischen Depressionen zu versinken, und widerstandslos in diesem Unten zu verharren.

Eine solche Seelenverfassung aber bringt nicht nur dem Betreffenden selbst, sondern durch ihn seiner ganzen Umgebung ungeheuer viel Leid und Kummer. Und Menschen, die auf diese Weise, oft sogar mit einer gewissen inneren Wollust in diesem Zustand verharren, werden nach und nach für die menschliche Gesellschaft unfruchtbar. Sie stellen sich selber in den Mittelpunkt ihres Lebens und des Lebens ihrer Familien, ihrer Umgebung, quälen sich und andere mit ihren Launen, ihren Stimmungen, verlangen Rücksichten von jedermann — und haben sehr oft selber gar keine für irgend jemand. Das Unten ist ein ansteckender Zustand, so gut wie es auch das Oben ist. Nur ist das Unten unfruchtbar, bedrückend lähmend, in unabsehbare Tiefen führend, während das Oben ins Licht führt, in die innere Zufriedenheit, in die Gemeinschaft mit Gott.

Um diesen kurz umrissenen Unten, das über uns alle einmal hereinfallen kann, wirksam entgegentreten zu können, müssen wir uns vor allem klar darüber sein, aus was für Gründen es überhaupt entstehen kann. Wir haben sie schon erwähnt: Sorgen, Enttäuschungen, Ehelosigkeit, Todesfälle usw. sind Zustände, die über jeden von uns kommen können. Aber es gibt Menschen, die unter ihnen versagen, zusammenbrechen, und solche, welche die Last auf sich nehmen, sie mutig tragen und daran stark und reif werden

Es ist die allgemeine Auffassung, daß alles Schwere, das uns das Leben bringt, von vornherein etwas Trauriges, Furchtbares sei, für das jeder zu bemitleiden sei, ein Zustand, aus dem man sich so rasch als möglich befreien müsse. Diese Ansicht ist falsch: Jeder Mensch, der durch ein langes, mit Glück und Unglück gesegnetes Leben gegangen, und daran nicht zerbrochen, sondern reif geworden ist, wird uns sagen, daß die schweren Zeiten ihm besonderen Segen gebracht haben. Dies kann aber nur so sein, wenn eben dieser Mensch, den Not, Leid, Schuld nach unten ziehen will, gegen diese bösen Mächte, die das bewirken wollen, kämpft. Gegen wen müssen wir in dem Fall kämpfen: Gegen Egoismus, gegen Verbitterung, gegen Lieblosigkeit und gegen jene Anwandlung, die wir so oft haben, uns selbst zu bemitleiden, und alles, was uns begegnet, so ungeheuer wichtig zu nehmen, daß wir nicht mehr sehen, was und wie viel andere um uns oft zu tragen haben.

Ich möchte sagen — es soll kein anmaßendes Urteil sein —, aber es ist, als ob es zwei Sorten von Menschen, ganz besonders von Frauen gebe: Die einen gehen durch Sorgen, Leid, Kampf und Enttäuschungen still, einsam, stolz. Niemand ahnt, was sie tragen, sie wissen, daß jeder Mensch im tiefsten Grund seines Wesens einsam ist, und fühlen, daß im Wissen um diese Einsamkeit, aus der die Zweisamkeit mit Gott entsteht, eine große Kraft liegt. Solche Menschen sind so weit in ihrer seelischen Haltung, sind so eng als rechte Gotteskinder mit ihrem Gott und Heiland verbunden, daß sie es nicht nötig haben, das Schwere, das auf ihnen liegt, auf andere abzuladen. Sie kämpfen wie Christus in Gethsemane den Kampf allein und einsam durch, und finden darin den echt christlichen Stolz, mit Gottes Hilfe ihr Kreuz selber zu tragen.

Die andere Art von Menschen hat Mitleid mit sich selber, lehnt sich auf, jammert und will die Last auf ihre Umgebung teilnehmende Menschen, abladen und zerbrechen so am Leben und in ihren besten Kräften, weil sie Angst haben vor dem Kampf, dem Leid, dem Kreuz.

Ich wiederhole hier wieder einmal das schöne Wort von Maria Waser: „Wenn es schwer ist, dann muß man tapfer sein; Tapferkeit aber ist das Allerherrlichste.“ In diesem Wort liegt eine ungeheure Kraft, geschöpft aus den tiefsten Tiefen des Christentums, aus den dunkelsten Stunden der Leidensgeschichte. Tapfer sein —, das ist das Tor zum Weg nach oben; tapfer sein das ist der Anfang des Aufstiegs aus den dunklen Schatten, der Selbstsucht, der Ich-Bezogenheit, zu der so viele Menschen, deren Weg kürzer oder länger auf der Schattenseite dahinläuft glauben, ein Recht zu haben.

Tapferkeit des Herzens, der Seele — das ist ein Wort aus dem uns ähnliche Kräfte zuströmen wie aus dem Bibelwort: „Sei getreu bis in den Tod“. Das eine ist ohne das andere nicht möglich, aber im einen wie im anderen ist die Verheißung der Gottes Kindschaft eingeschlossen, denn beide führen uns nach oben.

Nun ist aber dieser Zustand nicht nur so leicht und einfach mit einigen schönen Begriffen und Vorsätzen zu erreichen. Das Leben besteht nicht nur aus Höhenwegen, sondern vor allem aus einem oft sehr schwierigen, dornigen, komplizierten und aufreibenden Alltag. Und da ist es notwendig, wenn wir unsere Tapferkeit, unsere Treue, unsere Geduld unter Beweis stellen wollen, daß wir uns klar sind darüber, daß gerade wir Frauen diese Treue bis in den Tod tagtäglich, oft in den aller unscheinbarsten, lächerlichsten und am wenigsten heroischen Situationen bewähren müssen. Da gibt es die Hunderte von Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten des Alltags — wie werden sie klein und unwichtig, wenn wir ihnen den ihnen gebührenden Platz in unserem Denken zuweisen, als Dinge, die im Dienste unseres Familienlebens stehen, aber nicht es — und auch nicht uns beherrschen sollen. Wie viel Wichtigkeit wird gerade bei uns in der Schweiz allen materiellen Dingen beigelegt: Wohnung, Kleidung, Ernährung usw., und wie viel Druck und Last legt das auf die Hausfrau, die Familienmutter. So viel, daß sie oft darin nicht nur auf-, sondern so viel, daß sie oft darin untergeht. Vereinfachung auf der ganzen Linie, Heranziehung der Jugend, der Männer, ja der Besuche zur Mithilfe, damit auch der Frau die nötige Zeit bleibt, etwas Stille und Ruhe zu finden, etwas Anregung und Vertiefung, um noch ein wenig Maria bleiben zu können und nicht durch ein ewig gehetztes Marta-tum in ein Unten gezogen zu werden, in dem ihr jede Frische und jede Freude an ihrer Aufgabe verloren geht, und sie das Bewußtsein verliert, daß das Wichtigste in unserer Arbeit doch immer der Mensch bleiben muß. Und da ist die Fröhlichkeit, die über jedem Frauenleben jeden Tag neu leuchten und strahlen sollte, wie die Sonne an einem jungen Maientag. Fröhlichkeit und die andere Gottesgabe — der Humor. Warum auch immer alles so tragisch nehmen, aus allem eine Katastrophe machen, durch die wir uns niederdrücken lassen? Fröhlichkeit und Humor, die helfen uns immer und unfehlbar oben zu bleiben in allen Langweiligkeiten des Alltags. Es macht viel weniger einmal (ausnahmsweise!) so richtig taub zu werden und einen kleinen Krach zu machen über etwas, als ständig zu klönen und zu stöhnen und zu nörgeln, und sich und den andern die Arbeit damit zu verleiden.

Und dann ist die Liebe, die Aufopferung die Hingabe an andere. Die Verheiratete hat ihren gegebenen Kreis zur Entfaltung dieser Seelenkräfte; aber wenig Segen und geistige Fruchtbarkeit wird auf einem Haus liegen, wo Vater- und Mutterliebe nur für die Allereigensten da sind und ihr Heim für keine andern, oft einsame und bedrängte Menschen Zuflucht und Heimat sein will und kann. Ein großer Segen liegt dagegen auf solchen Familien, die ein Heim sind für Viele, und wir Frauen sollten es nie vergessen, daß wir nicht nur Mutter der eigenen Kinder, sondern Mutter und Helferin jedem Kind, einer anderen Mutter sein sollten. In solchem Tun und Miterleben liegt viel Kraft und Freude, die hilft seine eigenen Sorgen vergessen, die hilft oben zu bleiben. Auch für die ledige Frau liegt hier ein großes Ackerfeld bereit, heißt es nicht schon im Galaterbrief: „Viele Kinder wird die Vereinsamte haben, mehr als die, welche den Mann hat“.

Hierher gehören auch die Interessen und Aufgaben, die heute eigentlich auf jeder rechtdenkenden Frau liegen: Die Sorgen um das öffentliche Wohl, die soziale, die staatsbürgerliche Arbeit, der Kampf gegen den Alkohol, gegen Tuberkulose, die nachbarliche Arbeit in der Gemeinde, die Arbeit in unserer Kirche, alle diese Aufgaben, die täglich an unsere Zeit, unsere Kraft, unseren guten Willen appellieren. Jede frohe Erfüllung einer solchen Pflicht bringt Freude und Befriedigung, Gemeinsamkeit mit anderen und führt nach oben. Denn sie bedeutet das Aufsichnehmen eines ganz, ganz kleinen Teiles der Verantwortung für unser Volk, unsere Heimat.

Und dann ist da noch eines: Das ist der Mut. Mut ist nicht etwas, das von selber kommt. Natürlich gibt es Menschen, die ängstlicher und solche, die es weniger sind. Aber Mut kann man sich selber anerziehen dadurch eben, daß man tapfer ist. Es gibt sehr viele Menschen und besonders viele Frauen, die selten oder nie den Mut haben, zu sich selber zu stehen, d. h. zu ihrer Eigenart, zu ihrer Persönlichkeit, zu ihren Ansichten und Ueberzeugungen. Solche Menschen haben keine Sicherheit, kein Gleichgewicht, sie leiden unter Minderwertigkeitsgefühlen, sie lassen sich durch die belanglosesten, Vorkommnisse einschüchtern und nach unten ziehen, weil sie mit ihrer Haltung unzufrieden sind.

Dieser Mut zu sich selber bedeutet nicht Rechthaberei, Unduldsamkeit, Herrschsucht oder Mangel an Nachgiebigkeit und Toleranz. Es bedeutet eben auch Treue, diese Treue zu dem als richtig Erkannten zu stehen, im Alltag, in der Familie, wenn nötig in der Oeffentlichkeit Es bedeutet, sich nicht „drücken wollen“, wenn eine schwierige Situation an uns herantritt, es bedeutet unsere Weltauffassung, unseren Glauben, unsere Ueberzeugung, das von uns als richtig und wichtig Erkannte nicht in einer kritischen Stunde zu verleugnen, so wie Petrus seinen Herrn verleugnet hat. Ein solches Aufrecht-Stehen und -Gehen gibt unserem ganzen Sein eine Kraft und eine innere Ruhe und Sicherheit, an der jeder um uns herum fühlen muß: da ist eine Kraft, deren Quellen nicht nur in Intelligenz, Bildung, Selbstbewußtsein und Erfolg liegen können, sondern das sind Quellen, die aus einem Grund strömen, der unversiegbar ist.

Und damit sind wir bei jener Kraft angekommen, die für jeden Menschen je und je die zuverlässigste, sicherste, unerschöpflichste gewesen ist und bleiben wird: Beinunserem Glauben. Wer in seinem Leben weiß, daß alles, ob gut oder böse, ob Glück oder Unglück, ob Leid oder Freud ihm von Gott zugedacht ist, aus seiner Vaterhand kommt, der sollte immer wieder die nötigen Kräfte finden um oben zu bleiben. Das Gefühl, alles was uns geschieht, alles was uns quält und bedrückt, vor Gott und unseren Heiland tragen zu können, es sozusagen mit ihnen im Gebet in stiller Stunde besprechen zu können, Weisung und Hilfe zu erhalten, das ist eine solche Gnade und eine solche Quelle der Kraft, daß wir immer so denken müssen: „Wenn ich ein Gotteskind sein will, dann darf ich mich von nichts, aber auch von gar nichts im Leben unterkriegen lassen, immer muß ich den andern mich als froh, ruhig, zufrieden und tapfer zeigen, damit auch sie etwas davon fühlen und begreifen, wie groß und stark diese Kraft Gottes ist.“

Und was für eine Gnade liegt für uns Protestanten in unserem Glauben, der so einfach, so schlicht, ein jedes von uns allein, ohne Umwege, ohne Zeremonien, ohne Vorschriften vor Gott hintreten läßt mit seinem Gebet und seinem Anliegen, der uns Müttern in aller Arbeit, an jedem beliebigen Ort, zu jeder Stunde des Tages und der Nacht jene Kräfte finden läßt, die uns Tag um Tag und Stunde um Stunde helfen oben zu bleiben, auch wenn das Leben und seine Not, wenn unsere Schwachheit uns nach unten ziehen wollen.

„Wenn es schwer ist, dann muß man tapfer sein; Tapferkeit aber ist das Herrlichste!“ Zu dieser bescheidenen, stillen, goldlauteren Tapferkeit aber helfe uns immer wieder der Gedanke an Christus in Gethsemane: „Nicht mein, Dein Wille soll geschehen“, und an Christus auf dem Weg nach Golgatha: „Er trug selber sein Kreuz.“ El St.

* Dieser an der Jahresversammlung der protestantischen Frauenvereine in Wollerau am 6. Mai gehaltene Vortrag erscheint in diesem Blatt auf deren speziellen Wunsch. Die Red.

Pfingsten heute

„Diese alle waren stets beieinander, einmütig mit Beten und Flehen“...

Von den Jüngern Christi ist hier die Rede, von jenen Menschen, die wohl das Furchtbarste, aber auch das Herrlichste erlebten, was Menschen überhaupt zu erleben vermögen: Das Furchtbarste im Verdammt- und Hingerichtetwerden desjenigen, den sie nicht nur als Freund und Meister, sondern als göttliches Wesen in irdischer Hülle liebten und verehrten, und dessen grauenvoller Tod sie in grenzenlose Trauer und Verzweiflung stürzte — und das Herrlichste: Das Erlebnis der Auferstehung dieses Gotteswesens, der ganz realen Verbindung mit ihm in vertrautem Gespräch von Angesicht zu Angesicht und dann, nach der Himmelfahrt, die jubelnde Gewißheit seiner wenn auch unsichtbaren Gegenwart und späteren Wiederkunft. Noch fühlten sie ihre eigene Kleinheit und Ohnmacht, ja ihre persönliche Gefährdung inmitten der haßerfüllten Volksgenossen, aber das führte sie umsomehr zusammen zu „einmütigem Beten und Flehen“, bis dann — an Pfingsten — der Gottesgeist wie ein Feuer aus der höheren Welt in ihre Herzen fiel und ihnen ungeahnte Kräfte der Verkündigung, der Liebe und des Sieges über die Krankheit verlieh.

Je mehr wir uns in jene altbekannte Geschichte vertiefen und versuchen, diese Geschichte in Beziehung zu unserer Gegenwart zu setzen, um so merkwürdiger berührt uns die Erkenntnis, daß sie dasteht wie ein großes Sinnbild der Not, der Hoffnung und teilweisen Erfüllung gerade unserer Zeit. Was sich dort in der Verborgenheit in einer kleinen Gruppe von Menschen abspielte, erlebt heute in gewaltigen Ausmaßen die Menschheit als Ganzes: Das Hervorbrechen der dämonischen Mächte der Selbstsucht, des Hasses und Vernichtungswillens; das durch sie bewirkte qualvolle Zugrundegehen Unschuldiger; die Trauer über so viel namenloses Leid; die bitterste Verzweiflung und das Irrewerden am Dasein Gottes, an der Liebe und der Macht Gottes, von der man annimmt, sie hätte so Grauenvolles verhindern sollen; und dann — mitten in dieser Nacht — das Aufleuchten neuer Hoffnung durch das Gewahrwerden einer hinter allem Vergänglichen stehenden geistigen Welt. Manche Menschen erleben diese Welt unmittelbar

Die Zuckerdose

Hanni Ertini

Der Himmel war ein bißchen zu blau, ein ganz klein bißchen verlogen blau, wie er nur im April sein kann. Es funkelte und glitzerte auf den nassen Dächern, daß man die Augen zukneifen mußte. Und dazu gluckerte und sprudelte es aus allen Dachrinnen. Auf der Gasse blinkten große Pfützen. Die Spatzen verführten einen Heidenlärm, und der Wind jagte wie ein übereifriger Herdenhund ganze Scharen weißer Wolkenfetzchen über das Stück Himmel, das zwischen den Hausdächern eingeklemmt war.

Auf der Treppe vor einem stattlichen Haus stand ein Mädchen. Sie lehnte gegen das geschmiedete Eisengitter, das sich von ihrem hellen bauschigen Gewand wie eine schwarze Spitze abhob, hatte den Kopf mit dem schmucken Häubchen weit in den Nacken gelegt und starrte in den blauen Himmelsabgrund hinein. Als sie von dem Wolkengetümmel zu ihren Häupten ein Schwindeln überkam und der Nacken sie schmerzte, schüttelte sie kräftig den Kopf, beugte ihn auf und ab wie ein mutwilliges Pferdchen und versuchte schließlich — um noch vollends wieder ins Gleichgewicht zu kommen — mit der kurzen hübschen Nase den winzigen Veilchenstrauß zu erreichen, der im Spitzengekräuselt um den Ausschnitt fast verborgen war. Aber die Nase war zu kurz, die Ausschnitte jener Zeit — es war Rokoko — zu tief, sie konnten zusammen nicht kommen, und die Jungfer amüsierte sich über sich selber und gab es auf. Sie löste ihren grün-weiß gestreiften weiten Rock vom Geländer, schüttelte und tätschelte ihn liebevoll, bis er sich wieder in seiner richtigen Form aufplusterte, und wandte sich an einen alten Mann, der zwischen den rollackierten Stangen einer blanken, schwarzen Sänfte am Treppenfuß stand: „Christoph, wird es heute noch regnen?“ „Noch oft, Jungfer Lieschen“, gab der Christoph gleichmütig und tröstlich zurück, zog den linken Fuß aus dem Schuh und setzte ihn im dicken schafwollenen Strumpf auf die Schuhschnalle des andern. So stand er einbeinig wie ein afrikanischer Sumpfvogel. „O weh“, sagte Lieschen bedenklich und zupfte an den feingestickten Volants, die aus den Aermeln ihres Kleides hingen, sichtlich frisch gestärkt und mühevoll gebügelt. „Aber wir kommen schon noch trotzdem zurück?“, wagte sie sich noch einmal hoffungsvoll an den Stelzvogel. „Das kommt darauf an“, orakelte Christoph und sandte einen Blick, nicht zum Himmel hinauf aber gegen die offene Haustür. Lieschen war im Bild und streichelte seufzend ihr Kleid; dann, weil doch scheinbar an dem drohenden Schicksal nichts mehr zu ändern war, rappelte sie sich, stellte sich gerade und rief ohne eine Spur von Trübseligkeit: „Fritz!“ Ein etwas struppiger, halbwüchsiger Lümmel, der zweite Sänftenträger, fuhr bei diesem Fanfarenstoß kauernd herum: „Ja, Fräulein Lieschen?“ Er war eifrig wie ein kleiner Bub mit Marmeln beschäftigt und bemühte sich, für seine Liebhaberei die spärlichen trockenen Stellen auf der Straße auszunützen. „Hast du ihn, noch?“, fragte Lieschen. „Jawohl“, sagte der Lümmel, schoß in die Höhe und brachte nach hastigem Ablasten sämtlicher Rock- und Hosentaschen den gewünschten Gegenstand ans Tageslicht, einen derben Hornkamm. „So“, ließ sich Lieschen trocken vernehmen, „und wozu hab ich ihn dir wohl geschenkt?“ Der Junge grinste und fuhr sich mit den fünf Fingern durchs Haar. „Sehr richtig“, meinte Lieschen, „damit du den Fünffingerkamm nicht zu früh verbrauchst. Marsch, kämm dich! Du hast Zeit. Dort hats Wasser“, und sie deutete auf die sprudelnde Dachrinne. Fritz steckte erst vorsorglich seine Marmeln zu sich, dann gottete er zur Trause, rupfte sein Zopfband ab, hielt es mit den Zähnen und schickte sich an, unter Lieschens Assistenz seinen Strubelkopf mit Wasser und Kamm zu bearbeiten und durchzuzeggen. Als es aus Zopflechten ging, steckte er den Kamm bequemlichkeitshalber auch noch zwischen die Zähne, was dem Fräulein auf der Treppe ein Schaudern verursachte.

Die Spatzen zankten, die Wölkchen spiegelten sich eilig in den kleiner werdenden Wasserlachen und im blanken Schwarz der Sänfte, bevor sie vom Wind über den Dachfirst gejagt wurden. Fritz arbeitete angestrengt, Lieschen lächelte und hatte ein Grübchen in der Backe, der Sumpfvogel stand auf einem Bein, und über das Einfahrtstor vom Hof reckte eine junge Blutbuche ihre zartplissierten Blattfächer und wußte noch nicht recht, ob sie sich für Rot oder Grün entscheiden sollte.

„Wer wird sich denn auf offener Straße frisieren!“, ertönte es ehern und klangvoll von der Haustüre herniederr. „Wird denn dieser Mensch niemals Manieren lernen.“ Lieschen wandte sich hastig und sagte scheinbar ohne jeden Zusammenhang: „Il va pleuvoir, ma tante.“ „Dummes Zeug“, kam es zurück von der Plattform herunter. Dort stand wie die sagenhafte wandelnde Glocke in der Pracht ihrer damastenen Robe die Frau Majorin. Sie war im Begriff, imposant die Treppe niederzuschwanken. Die grausibirnen, eingewobenen Füllhörner mit Granatäpfeln, Trauben und Rankengewinden schimmerten in der Sonne, und das Gesicht hatte die Farbe wirklicher reifender Trauben und bildete einen hübschen Gegensatz dazu.

Eine Stufe über Lieschen, die sich ans Geländer preßte, um Platz zu machen, hielt die Dame an, musterte das Mädchen und dröhnte: „Wozu hast du denn ausgerechnet dein neues Gewand angezogen, wenn es doch zum Regnen kommt? Was willst du dann tun, hein?“. „Unterstehn“, erwiderte Lieschen artig, aber das nette Grübchen in der Wange war verschwunden, und das braune Gesicht mit den schweren Augenbrauen hatte fast etwas Düsteres. „Du solltest auch nicht französisch reden, Lisette“, fuhr die Majorin in ihrem unerquicklichen Sermon fort. „dein Accent ist affreux. Ich hab es dir schon oft gesagt.“ „Ja Tante“, sagte Lieschen höflich mit einem kleinen eckigen Knicks. Die Dame quetschte sich wie eine mißgelaunte Eule mit gesträubtem Gefieder unter Knacken und Rauschen in die Porte-Chaise, und Lieschen hatte alle Hände voll zu tun, die Fluten von Damast praktisch unterzubringen, zu raffen, zu falten, zu schlichten zu streichen und zu stopfen. Es war ein rechtes Kunststück, die ganze Herrlichkeit in dem zierlichen Portechaischen verschwinden zu lassen und zuguterletzt noch den Schlag zuzuklappen gegen den Willen eines letzten Stoffzipfels, der sich hartnäckig immer und immer noch einmal dazwischen zwängte.

(Fortsetzung folgt.)

durch eine persönliche Beziehung zu einem geliebten Verstorbenen oder gar zu Christus selbst, der nicht nur den Heiligen der katholischen Kirche oder Blumhardt und anderen Großen des protestantischen Glaubens, sondern auch einer wachsenden Zahl von Menschen gerade in unserer Zeit zum persönlichen Erlebnis wird. Und wir, die wir vielleicht noch zu wenig feinfühlig und offen sind für so großes Erleben, wollen und können doch unsere Augen schärfen für die sichtbaren Auswirkungen dieser göttlichen Gegenwart. Wenn Christus die göttliche Liebe ist, so deutet umgekehrt alle wahre Liebe unter den Menschen auf den innewohnenden Christus hin. Und wie viele Zeichen der Liebe finden wir doch auch in der heutigen Zeit! Uneigennützige Liebe von Mensch zu Mensch, Hilfsbereitschaft, wo große Not bekannt wird, selbstloser Dienst an einer Sache, ernstes Bemühen um das Verständnis anderer Menschen, Völker und Rassen, Kampf um soziale Gerechtigkeit und um bessere Beziehungen unter den Völkern. Und nicht nur diese sichtbaren Tatsachen, nein, auch die hohen Ideale, welche heute die Herzen der Menschen bewegen, sind Zeichen dieser göttlichen Gegenwart. Wir dürfen sie nicht als wertlose, weil unverwirklichte Gedankengebilde verachten. Denn jede Tat von der kleinsten bis zur größten, lebt zuerst in der Idee, ehe sie greifbare Gestalt annimmt. Die Ideale der Bruderschaft, der Liebe, der gegenseitigen Hilfe sind gewaltige Gedankenformen, die in zähem Ringen mit lebendigem Inhalt erfüllt werden müssen und die aber schon durch ihr bloßes Dasein den göttlichen Geist offenbaren. So begegnen wir, wie die Jüngerschar in der Osterzeit, einmal zweifelnd und zaghaft, dann wieder mit plötzlicher strahlender Gewißheit der lebendigen Gegenwart Christi.

Aber noch sind dies nur vereinzelte helle Augenblicke in dem tiefen Dunkel, das heute über der Menschheit liegt. Die Finsternis überwiegt bei weitem. Unheimlich, drohend, gewaltig groß erscheint die Macht des Bösen und das Gefühl der eigenen Unlebendigkeit und Ohnmacht, des völligen Ausgeliefertseins an eine unheilvolle Zukunft, lastet schwer auf den Menschen. Während die einen dies nur dumpf empfinden und andere es im Sinnesgenuß zu vergessen trachten, führt es diejenigen, welche die Gegenwart in ihrer Dunkelheit und Helle bewußt erleben, wie die ersten Jünger zusammen zu „einmütigem Beten und Flehen". Eine große, bittende Gemeinde breitet sich aus über die ganze Erde hin. Sie gleicht der seufzenden, dürstenden Kreatur in der Gewitterschwüle. Sie fühlt, daß nur eine gewaltige Kraft von oben ihr Erlösung bringen kann, daß die Sehnsucht und Spannung, mit der sie diese Kraft erwartet, eine Antwort finden muß, so wie die geladene Atmosphäre im Blitz ihre Antwort findet. Und jeder, der neu hinzutritt in der Sehnsucht darnach, verstärkt ihre bittende Macht um die endliche Erfüllung des Pfingstwunders, das der Menschheit als Ganzes verheißen ist in der Wiederkunft dessen, der alle Menschen mit seinem Feuer erfüllen will. I. S.

Vom Wochenendkurs des Schweiz. Aktionskomitees für das Frauenstimmrecht auf dem Herzberg

10. und 11. Mai.

Bereits zum zweiten Male folgte eine stattliche Anzahl von Teilnehmerinnen dem Rufe des Schweiz. Aktionskomitees zu einer Mai-Zusammenkunft auf dem Herzberg, um durch Vorträge und Diskussion neue Anregung und Zielsicherheit zu empfangen. Das Resultat sei gleich zu Anfang verraten. Wie letztes Jahr war es ein sehr erfreulicher Erfolg für Gebende und Nehmende, bedingt durch das Zusammenwirken verschiedener, glücklich sich ergänzender Voraussetzungen: geistige und persönliche Gestaltungskraft von Leiterin und Referentinnen, die frohmütig — wohltuende und gastliche „Heimluft", die grüne Weite der Landschaft und zuletzt (oder doch nicht zuletzt?) durch die aufgeschlossene, stimmungsfrohe und aufnahmebereite weibliche Schar aller Kreise und Altersstufen, die an Stoff und Diskussion lebhaften und lebendigen Anteil nahm. Das Gefühl des „zu Hause" seins, der herzliche und richtunggebende Empfang der Kursleiterin, Frau Dr. H. Thalmann-Antenen, der wir die Initiative und auf einem sehr hohen Niveau sich haltende Durchführung verdanken, das Wiedersehen mit „alten", bewährten Kämpferinnen, gaben der Sache gleich von Anfang an festes Gepräge und Sicherheit.

Frau Dr. Thalmann leitete die Tagung mit einer Rückschau auf das „Schicksalsjahr" 1946 ein, das durch die verschiedenen negativen Abstimmungsergebnisse der Frauenstimmrechtssache leider keinen Auftrieb verliehen hat. Diese Tatsache veranlaßte aber die Rednerin nur zu der Feststellung, daß das Problem noch zu sehr oberflächlich behandelt werde und zum Hinweis auf die Notwendigkeit, die Idee der Gleichberechtigung zu vertiefen, wobei sie dies als den Zweck der Herzbergtagungen bezeichnet. Alsbald gab die Sprecherin das Wort an ihre Mitarbeiterinnen weiter.

Als Erste sprach Fräulein Dr. E. Boßhart, Winterthur zum Thema: „Wir Frauen und unsere Demokratie". In hohem Gedankengang führte sie uns von der Erkenntnis, daß nur lebendige, persönliche und verantwortungsbewußte Anteilnahme und Mitarbeit des Bürgers ein Staatswesen zur wahren Demokratie mache, zur Forderung der Erziehung und Formung des Individuums als Einzelwesen und Familienangehöriger zum Glied in einer größeren — und staatlichen Gemeinschaft. Diese Erziehung soll dazu dienen, den Einzelnen zu den Ideen des Schweiz. Staatsgedankens, Recht, Freiheit, Rechtsgleichheit und Gemeinschaft zu verpflichten. Nun liegt diese Erziehung weitgehend in den Händen der Frau und bedingt ein tiefes und wissendes Verständnis für Begriff, für historische Entwicklung und Wandlung dieser Gedanken wie auch für deren innere Zusammenhänge. Dieses Verständnis sollte aber unbedingt in aktiver Mitarbeit am Staatswesen reifen und vertieft werden.

Mit großer Sachkenntnis und aus reicher Erfahrung sprach Fräulein Helene Stucki, Bern über „Probleme und Postulate der berufstätigen Frau." Ausgehend von der wirtschaftlichen Unentbehrlichkeit der Frauenarbeit betonte sie die Notwendigkeit, heute zu einer andern Wertung der Berufsarbeit der Frau zu gelangen. Auch für die Frau ist der Beruf nicht nur Lebensunterhalt, sondern er muß zum Lebensinhalt werden können. Aus diesem Grunde warnte Fräulein Stucki vor unüberlegter Berufswahl und Berufsdilettantismus. Die berufstätige Frau steht grundsätzlich auf dem Boden des Leistungslohnes, wonach gleichwertige Arbeit gleich entlöhnt werden soll. Sie unterstützt aber die Forderung der Sozialzulagen für Mann und Frau. Es gilt heute bei der berufstätigen Frau mehr als bisher auch die Verantwortungsfreudigkeit zu wecken und ihr zu zeigen, daß ihre begründeten Postulate nur verwirklicht werden, wenn sie sich beruflich besser organisiert und geschlossen für die politische Gleichberechtigung der Frau eintritt.

Der dritten Problemgruppe „die Persönlichkeit der Frau in Ehe und Familie" nahm sich Frau Hänni-Wyß, Fürsprecherin, Bern in sehr ansprechender und durch reiche Erfahrung in überzeugender Weise an. Im Gang durch die diesbezüglichen Artikel des ZGB und bei deren Erläuterung wurden auch die Lücken wahrgenommen, die zur Verbesserung der zivilrechtlichen und moralischen Stellung der Frau ausgefüllt werden sollten und auf Aenderungen hingewiesen, die in dieser Hinsicht erwünscht wären. Auch aus diesen Ausführungen ergab sich die Schlußfolgerung, daß die aktive Mitgestaltung an der Gesetzgebung von Seiten der Frau eine Notwendigkeit sei, um diese Postulate zu verwirklichen.

Als weitere Referentin zog Frau Dr. Thalmann-Antenen die Gedanken der Zuhörerinnen aus den persönlichen Bezirken der Frau wieder heraus und brachte sie in Beziehung zu dem Thema „Probleme und Postulate des innerstaatlichen Aufbaues."

Ausgehend von der Feststellung, daß sich die Gestaltung unserer gesellschaftlichen Ordnung einerseits zu richten hat nach den persönlichen und sozialen Bedingungen der Einzelwesen, ihren Lebensbedürfnissen und -gesetzen, sowie ihrer Beziehung zu einander, anderseits nach einer ideellen Vorstellung eines geordneten Staatswesens (die unter Umständen sehr wandelbar sein kann) spricht die Referentin von den Ergänzungen und Vervollkommnungen, die es im Hinblick auf das Ziel einer gerechten Lösung der innerstaatlichen Aufgaben noch zu leisten gibt. Angefangen bei Mutter- und Kinderschutz, Erleichterung der Berufsausbildung, werden uns eine Menge von Problemen aufgezeigt, die — sei es auf gesetzlichem Wege oder durch frei wirkende, kulturelle Kräfte — noch gelöst werden könnten und sollten, um die Glieder unserer Staatsgemeinschaft für ihre Aufgaben zu fördern, oder in ihren Lebensbedingungen zu schützen und diese in ein möglichst gerechtes Verhältnis zueinander zu bringen.

Die Ausführungen von Frau Dr. Thalmann waren von der Warte einer sehr hohen, sittlich — ethischen Einstellung und Haltung aus gestaltet und zeugten in gleichem Maße von tiefem menschlichen und sozialen Verständnis wie vom gründlichen Wissen um die inneren und äußeren Beziehungen und Gesetze, die unser Leben lenken und die wir zu berücksichtigen haben.

In späterer Abendstunde teilten sich die Kursteilnehmerinnen je nach ihren Interessegebieten in 4 verschiedene, nach den Vortragsthemen ausgerichtete Diskussionsgruppen auf, um mit den Referentinnen die diesbezüglichen Fragenkomplexe behandelt, kritisierend oder ergänzend recht eifrig zu erörtern. Es ging in allem darum, eine gemeinsame Haltung zu gewinnen und festzulegen und sich darin etwas nahe zu kommen. So wurde es spät, bis sich die von Erlebnis und Gedankenfülle müden „Heimgäste" je nach „Würde" Alter, Jugendlust oder persönlichem Bedürfnis mehr komfortabel oder „feldmäßig" zur Ruhe betten konnten. Trotzdem ließen sie sich von einem strahlenden Sonntagsmorgen recht früh zu reger Geselligkeit wecken, die Viele schon zu entdeckungsreichen Streifzügen führte, um dann bei Fräulein Helene Stucki zu einer Feierstunde vereinigt zu sein. Das Thema „Unsere Haltung als Menschen, Christen und Demokraten" veranlaßte sie, zu einem herrlichen Gedankenschwung auszuholen. Wir spürten die Weite des Humanitätsgedankens der griechischen Philosophen und den hohen Geist des deutschen Idealismus, der nur daran krankte, daß er den Menschen vergötterte. Wie schön deutete Fräulein Stucki darauf hin, daß wir nur durch das Bewußtsein der göttlichen Kraftquelle unser Menschentum entfalten können zu einem Christentum der Tat. Nicht das Bekenntnis zu einer dogmatischen Form macht den Christen aus. Wenn wir aber den Christengedanken zu unserem Gewissen erheben, üben wir wahres Menschentum. Dann sind wir auch auf dem richtigen Wege, Demokraten zu sein. Fräulein Stucki erinnert daran, daß unsere Verfassung auf christlichen Grundsätzen begründet ist. Unsere Staatsform muß daher diese christlichen Grundsätze dauernd verwirklichen, um bestehen zu können. In diesem Staat haben wir Frauen die besondere Aufgabe, eine geistige Haltung einzunehmen und die Welt des Ideellen gegen das Materielle zu verteidigen. Möge das Feuer des Geistes und der Funke des Herzens, die aus dieser Sonntagsansprache zündeten, recht wirkungsvoll gewesen sein!

Nachfolgend führte uns Frau Dr. Thalmann-Antenen wieder auf ein staatsbürgerliches Sachgebiet zurück. Ihre Besprechung galt dem Thema „Unsere politischen Parteien, ihre Ziele und ihre Aufgabe im Staat." In sehr interessanter Gedankenfolge hören wir von der historischen Entwicklung und Berechtigung der Parteien. Einleuchtend stellt die Referentin dar, daß die Parteien aus einem demokratischen Staatswesen nicht wegzudenken sind, indem sie das Mittel der Willenskundgebung des Volkes, die auf Grund der Verschiedenartigkeit der Einzelwesen und ihrer Verhältnisse nicht einheitlich gerichtet sein kann, darstellen. Frau Dr. Thalmann weiß uns durch die großen Zusammenhänge hindurch zu führen, die es uns verständlich machen, daß die Bildung und Richtung unserer bestehenden Parteien entwicklungs- und zeitbedingt sind. Von der Betrachtung der heutigen zahlenmäßigen Zusammensetzung der Parteien ausgehend werden uns diese einzeln in ihrer historischen Entwicklung und Bedeutung, sowie im Hinblick auf ihre staatspolitische und meist zugleich wirtschaftliche Zielsetzung ausgezeichnet dargestellt. Ueber die sich aufzeigenden grundsätzlichen Gegensätze zeigt die Referentin versöhnend und prophetisch den Weg zur Einigkeit und die Möglichkeit der Zukunftsgestaltung, indem sie der Verschiedenartigkeit der Parteien Berechtigung, ja Notwendigkeit zuspricht, um unsere Politik fruchtbar zu gestalten, die Auseinandersetzungen jedoch auf die geistig-ideelle Ebene verweist und im Uebrigen die Notwendigkeit des Sichfindens zu einer gerechten Lösung hervorhebt. Nach dieser Stunde wertvollen staatsbürgerlichen Unterrichts beteiligt sich das Auditorium an einer Diskussion zum Thema „Wie gewinnen wir unsere Mitmenschen für unsere Sache"? Es wird dabei großer Wert auf Haltung und durch diese bestimmtes Handeln auf den Einfluß von Mensch zu Mensch gelegt, mehr Verbundenheit, Solidarität und Opfersinn der Frauen unter sich und für die Sache gewünscht und auch für Pressearbeit wertvolle Vorschläge gemacht. Mutiges Einstehen wird für sehr wirkungsvoll angesehen, und die Notwendigkeit der Stärkung der Frauenstimmrechtsorganisationen durch Werbung neuer Mitglieder stark betont.

Der Nachmittag stand noch zu einer Zusammenfassung der Diskussionsergebnisse und Verlesung gemeinsamer Richtlinien, die aus Vorträgen und Diskussionsnoten sozusagen als Programm herauskristallisiert wurden, zur Verfügung. Auch diese Redigierung geschah in großer Sorgfalt und Liebe zur Sache durch Frau Dr. Thalmann-Antenen.

Damit war eine Tagung zu Ende, deren Gelingen gewährleistet wurde durch enorme Vorarbeit, durch innere und äußere Hingabe an die Sache, und die durchdrungen war vom Glauben, durch solche Arbeit unserem Ziele näher zu kommen. — So ist auch der „Herzberg" einem neuen Gedanken geistiger und häuslicher Hort geworden.

Gertrud Bünzli-Scherrer

Eine Anregung

Wir lesen im „Schweizer Abstinent" folgende Anregung an den Zürcher Frauenverein für alkoholfreie Wirtschaften, die man wohl in allen Frauenkreisen auf das lebhafteste unterstützen wird. Wir lesen dort in der Berichterstattung über den betreffenden Jahresbericht:

„Wir möchten uns hier eine Anregung erlauben. Könnte man mit der Gemütlichkeit nicht noch einen Schritt weiter gehen und auch das Tanzen in den Räumen des Frauenvereins freigeben, solange das Tanzfieber, das allen Nachkriegszeiten eiger ist, bei uns noch anhält. Dies wäre nämlich die beste Bekämpfung der Bars und der farbigen Schnäpse. Tanzen an sich ist nichts Unsittliches und auch nichts Gefährliches, wenn es nicht in den Brufstätten des Alkoholismus erfolgt."

Ob diesem Wunsch, der auch schon vielfach aus Studentenkreisen laut geworden ist, durch den Frauenverein, oder sonst einer Initiativen „alkoholfreien" Instanz, z. B. die Migros, Folge gegeben wird, ist nicht ausschlaggebend. Die Hauptsache ist, daß etwas Positives unternommen, und im Kampf gegen die Auswüchse der „zweifelhaften" Bars durch die öffentliche Meinung der Polizei bei ihren Maßnahmen ganz energisch der Rücken gestärkt wird.

Die Frauen des Orients erwachen

Frau Dr. Rydh (Stockholm) und Frau Spiller (London), die beiden Vorstandsmitglieder des Frauenweltbundes für gleiches Recht und gleiche Verantwortung, sind soeben von einer interessanten Fahrt nach den östlichen Mittelmeerländern zurückgekehrt und haben dort Einblick bekommen in die Lebensweise der Frauen und zugleich die bestehenden Frauenorganisationen kennen gelernt und mit der immer noch kleinen Schicht gebildeter und fortschrittlicher Frauen Kontakt genommen.

Zunächst ging die Reise nach Aegypten, wo der Weltbund bereits seit manchem Jahr einen ihm angeschlossenen Nationalverband besitzt, der unter der zielbewußten Leitung von Frau Charaoui Pascha die gebildeten Frauen in Cairo zusammenschloß und verschiedene soziale Werke schuf wie Spitäler und Krippen. Erst vor kurzem wurde im Parlament eine Motion eingereicht auf Einführung des Frauenstimmrechts. Einstweilen besteht ein abgestuftes Männerstimmrecht, indem die zahlreichen Analphabeten nur je eine Stimme, die gebildeten Männer jedoch zwei oder drei Stimmen abgeben können. Mit Einführung des Frauenstimmrechts sollen die Ungleichheiten aufgehoben werden. Man fragt sich freilich, ob dies bei der großen Zahl von Analphabeten von Gutem ist.

In Irak wurden die beiden Reisenden von der dortigen Frauenorganisation empfangen, die in Bagdad ihren Sitz hat. Die meisten Frauen dort tragen noch den schwarzen Schleier, aber nicht vor dem Gesicht, wogegen im Osten des Landes, in Basra am Persischen Golf, die alten Sitten noch strenger beobachtet werden und anläßlich eines Empfangs durch den Gouverneur nur Männer anwesend waren, die Frau, die Schwester und das Töchterchen jedoch erst nachher besucht werden konnten. Die gebildeten Frauen Bagdads kleiden sich vielfach europäisch, aber sie bilden nur eine kleine Schicht. Die führenden Frauen arbeiten großenteils als Lehrerinnen, einzelne wenige sind Advokatinnen doch alle erstreben ernsthaft eine Hebung des gesamten weiblichen Geschlechts und suchen in dieser Richtung Pionierarbeit zu leisten. Einzelne haben auch studiert, doch können sie an der Universität in Bagdad ihren Doktorgrad nicht bekommen, sondern müssen zu diesem Zweck in ausländischen Universitäten wie Beyrut oder Cairo studieren. In einem Kinderspital in Bagdad wirkt eine Aerztin. Frau Dr. Rydh und Frau Spiller sprachen an verschiedenen Mädchenschulen und konnten ihnen von der Tätigkeit der Frauen in andern Ländern und von den Zielen des Weltbundes erzählen. Frau Dr. Rydh wurde auch Gelegenheit geboten, an den Universitäten von Bagdad und Cairo Vorträge zu halten. Zuletzt wurde im Norden Iraks noch Mossul aufgesucht, wo einige wenige fortschrittliche Frauen leben, darunter eine Schulvorsteherin, die Verständnis für moderne Frauenprobleme zeigten. Der dortige britische Konsul versucht, durch Einrichtung von Schulen die Bildung der Mädchen zu fördern.

Auf dem Lande sind die meisten Leute sehr arm; die wenigen reichen Großgrundbesitzer verhindern die Einrichtung von Schulen, da sie von der Volksbildung eine Abnahme ihres Einflusses befürchten.

Die Fahrt ging weiter nach Iran, in die alte persische Hauptstadt Teheran. Nach dem Muster Atatürks, des großen Schöpfers der modernen Türkei, versuchte Riza Schah die Modernisierung seines Landes durchzuführen. Es gibt auch in der Tat mehr gebildete und aufgeklärte Menschen in Iran als in den Nachbarstaaten. Dagegen sind die hygienischen Zustände noch im argen: so ist Trinkwasser nur in der britischen Gesandtschaft zu bekommen. Für die Eingeborenen wird zu gewissen Stunden Wasser in Straßengräben durch die Stadt geleitet, und dann wird dort gewaschen. Gemüse gereinigt, Wasser zum Kochen oder zum Trinken geschöpft... Das gesamte Mädchenschulwesen untersteht einer Inspektorin; diese fortschrittliche Frau wünschte, den intelligenten Mädchen das Universitätsstudium zu erwirken, mußte sich jedoch zu diesem Zwecke selber immatrikulieren lassen, da man nicht wagte, sie abzuweisen. So mußten dann auch andere weibliche Studentinnen zugelassen werden.

Der Erziehungsminister, mit welchem die beiden Europäerinnen über eine politische Mitarbeit der Frauen sprachen, lehnte eine solche Neuerung mit dem Hinweis auf die uralte Tradition des Landes ab; die Türkei sei da in einer andern Lage. In einer Stadt Irans wurde eine Teppichweberei besucht, in welcher kleine Mädchen von 5 Jahren an vom Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang am Webstuhl sitzen, Fäden durchziehen, knüpfen und abschneiden. Ein Aufseher bewacht sie. Als Taglohn tragen sie einen halben Franken nach Hause. Es gibt zwar Fabrik- und Gewerbe-Inspektoren, die aber nur die staatlichen Betriebe beaufsichtigen, sich jedoch nicht an die Beaufsichtigung der Privatbetriebe wagen. Deswegen sind dort noch so unglaubliche Zustände möglich! Interessant ist es, daß im Lande der Teppiche die einfachen Volksschichten in den armseligsten Hütten wohnen, in ärmliche Lumpen gekleidet sind, aber auf dem Fußboden nicht selten die schönsten Teppiche haben.

In der Türkei bestand früher eine dem Weltbunde angeschlossene Frauenorganisation, die im Jahre 1935 einen großen Kongreß veranstaltete. Aber kurz darauf löste Atatürk sie auf, da er inzwischen den Frauen alle beruflichen und politischen Rechte gewährt hatte und ein Weiterbestehen ihres Verbandes als unnötig erachtete. Der Besuch von Frau Dr. Rydh und Frau Spiller beim türkischen Außenminister war infofern von Erfolg gekrönt, als er versprach, die Neubildung einer Frauenorganisation als Zweig des Weltbundes zu fördern; er sah ein, daß ein starker türkischer Frauenverband als Bindeglied zwischen den Frauen des Ostens und des Westens dienen und die gesamte arabische Frauenwelt der östlichen Mittelmeerländer für die Mitarbeit im Weltbund gewinnen könnte.

Heute sind die türkischen Frauen zu allen Berufen zugelassen und bekleiden die höchsten Aemter. Im Parlament sitzen gegenwärtig noch 9 Frauen (früher waren es 18).

In Griechenland bestehen eine Reihe von Frauenverbänden, in denen Vorträge gehalten und Beziehungen geknüpft werden konnten, in parteipolitischen Kreisen von rechts bis links, im Lyceumclub und in christlichen Jungmädchenverbänden, im Bund griechischer Frauenvereine und in der Pan-Hellenischen Frauenorganisation Auch Schulen konnten besucht und vor den jungen Mädchen gesprochen werden.

Dr. Rydh besuchte schließlich noch allein auf Einladung des abessinischen Kaiserpaares Addis-Abeba. Dort sind einige wenige gebildete Frauen zu finden, in deren Kreis Frau Dr. Rydh über notwendige soziale Reformen sprach und davon, daß es für gebildete Frauen keine Erniedrigung bedeute, wenn sie für andere Frauen, die benachteiligt seien, arbeiten würden. Eine Frau, die ihre Ausbildung in der Schweiz genossen hat, ist Erziehungsminister. Der Kaiser hat sehr moderne Ansichten über demokratische Volksrechte und hat im Sinn, möglichst bald Männern und Frauen gleichzeitig die politische Rechte zu verleihen. Gegenwärtig sind eine ganze Reihe von schwedischen Erziehern im Lande, die der Kaiser berief, damit sie sich um die allgemeine Schulung und Erziehung des Volkes kümmern möchten. Einstweilen bestehen mehr Schulen für Knaben als für Mädchen. Nur wenige abessinische Männer haben eine höhere Bildung genossen. Auf die Frage, ob sie eingeborene Aerzte haben, war die Antwort: „Wir haben nur zwei, der eine ist über 80 und der andere bereits tot!" Einige gute Kliniken und ein Waisenhaus konnten besichtigt werden.

Die Fahrt in alle genannten Länder war sicher äußerst wertvoll. Die Frauen jener östlichen Gebiete haben nun Kontakt mit den Frauen des Westens genommen; ihr Interesse an den gemeinsamen Problemen wurde geweckt, und einige Frauen haben auch den Wert der Organisation und des Anschlusses an den Weltbund erkannt. Es ist zu hoffen, daß sie wirklich mitarbeiten werden; doch wird man zu diesem Zweck in absehbarer Zeit wieder hingehen oder vielleicht einen regionalen Frauenkongreß veranstalten und ihre besondern Probleme besprechen müssen. E. V. A.

Bücher und Neuerscheinungen

Femmes de Genève aux temps d'autre fois. Ed. Labor et Fides, Genève. Prix 4.50.

Wir haben dieses interessante kleine, im Verlag Labor et Fides in Genf erschienene Buch bereits vor Weihnachten unseren Leserinnen kurz angezeigt. Aber es lohnt sich, noch einmal darauf zurückzukommen und es etwas gründlicher zu rezensieren. T. Thérèse Pittard, die Verfasserin, hat mit diesem Buch eine ungemein gründliche und gut dokumentierte Arbeit geleistet und damit ihre genaue Kenntnis der alten Genfer Verhältnisse bewiesen. Sie entwirft ein anschauliches Bild des bürgerlichen Lebens ihrer Heimatstadt, besonders aber desjenigen der Frauen in einer Zeit, da sie meist noch im Kreise der engsten Häuslichkeit ihre Tugenden entfalteten. Durch ihren Spürsinn und ihr Geschick, alte Dokumente zu entziffern und sinngemäß auszulegen, gelang es ihr, aus dem allgemeinen Bild einige sehr interessante Frauenschicksale herauszuheben und damit zu beweisen, daß es schon im 16. und 17. Jahrhundert Frauen gegeben hat, die man ihrer Arbeit und ihrer Lebensform nach im 19. Jahrhundert als emanzipiert qualifiziert hätte. Sie gibt wertvolle Einblicke in die Verhältnisse des damaligen Eherechts, der Erbfragen, der Berufsfragen und an unzähligen pikanten kleinen Einzelheiten läßt sie den „esprit de Genève" jener Zeit lebendig vor unserem inneren Auge erstehen. Die Reformation schlägt ihre Wogen in den alten Genfer Rhythmus hinein, die Nachbarschaft Frankreichs und Savoyens; all das gibt dem Genfer Leben einen ganz anderen Stil, als ihn z. B. das Bern und Zürich jener Zeit hatte.

Sie erzählt uns von der Krankenpflege, der Organisation der Hebammen jener Zeit, von den Rechten und Pflichten der Frauen in Handel und Industrie. Köstlich ist das Kapitel IV von „Mme. Aguiton et sa demi compagnie", wo die hohen Behörden der Kantone Genf und Schwyz, der französische Gesandte und ein schwyzerischer Oberst sich alle väterlich und energisch dafür einsetzen, daß der Witwe Aguiton, deren Mann die Einkunfts-Rechte einer halben im Dienste Spaniens stehenden Kompagnie Schweizer Söldner besaß, von dem Nachfolger als Kommandanten aber nicht Besitzer dieser Einheit die schuldigen Zinsen ausbezahlt würden. Es wirkt wohltuend zu erfahren, mit welcher Entschiedenheit hier die Rechte einer sonst fast mittellosen, mit der Erziehung von sechs Kindern belastete Witwe vertreten werden. Ebenso originell wirkt die „directrice de la poste de France" Madame Gallatin-Pictet (1718 bis 1792), die mit großer Energie und Selbständigkeit 18 Jahre lang das „bureau de la poste de France" in Genf und Versoix betreut hat.

Aber auch an zivilen und politischen Leben haben die Frauen des alten Genf lebhaften und oft sehr mutigen Anteil genommen. Dieses Kapitel über „la vie civique" enthält sehr viele interessante Einzelheiten und Beweise, daß die Frauen, wenn sie Herz und Verstand am rechten Fleck haben, eigentlich ein integrierender Bestandteil des staatlichen Lebens von jeher gewesen sind. — Aber auch am geistigen und kulturellen Leben haben die Genfer Frauen regen Anteil. 1536 führt der Conseil Général die allgemeine Schulpflicht ein, damit auch die Frauen, Schwestern, Töchter von Magistraten und Ministern, die bisher „selten oder nie" lesen oder schreiben konnten, ebenso wie die Kinder der armen Bevölkerung obligatorisch in diese Kenntnisse eingeführt wurden. 1541 werden die Geschlechter in den Schulen getrennt, das Consistorium überwacht diesen öffentlichen Unterricht und warnt den Rat vor Einstellung oberflächlicher und ungeeigneter Lehrkräfte.

Später nimmt sich Calvin sehr dieser Schul- und Erziehungsfragen an. 1703 nehmen „les Messieurs", die Herren der Seigneurerien, d. h. der Feudalherrschaften, ein Reglement an, das auch den obligatorischen Unterricht in den Dörfern regelt. Der Mangel an Sekundar- und anderen höheren Schulen für Mädchen führte dazu, daß ab 1784 gewisse Familien Genfs ihre Töchter benachbarten französischen Klöstern zur Weiterbildung übergaben. Trotz der Beunruhigung, welche diese Tatsache in der streng protestantischen Bevölkerung und Regierung Genfs auslöst und den versuchten Mitteln dieser Entwicklung entgegenzutreten, konnte in Genf selber erst kurz vor der genferischen Revolution ein für die Weiterbildung der Genfermädchen günstiges, auch in konfessioneller Beziehung günstiges Programm vorgelegt und ausgeführt werden.

Trotz der erwähnten Lücken drang der gute Ruf der genferischen Unterrichtsverhältnisse ins ferne Ausland, so daß im Jahr 1766 eine russische Prinzessin zwei „demoiselles" als Lehrkräfte für ein kaiserliches Erziehungsinstitut in Petersburg verlangte, ein Gesuch, das die Regierung, angesichts des Risikos zwei junge Genferinnen den Gefahren eines „unbekannten, für barbarische Sitten bekannten Landes" auszusetzen, ablehnte.

Schriftstellerinnen, Malerinnen, ja Aerztinnen und Frauen in anderen Berufen geben dem kulturellen Leben Genfs einen eigenen Stempel, wie kaum eine andere Stadt ihn in jener Zeit aufzuweisen hat, außer vielleicht Basel.

Wir schließen den Hinweis auf dieses interessante Buch, indem wir noch die Schilderung der Hexenprozesse und der ganzen düsteren Zauberangelegenheiten, vor denen sogar das aufgeklärte Genf nicht verschont blieb, erwähnen. Ein letztes Kapitel befaßt sich mit der Regelung der Fragen der Sittlichkeit, der Prostitution, der Kleidervorschriften und Aehnlichem.

Mlle. Thérèse Pittard muß eine unglaubliche Menge und alten Dokumenten und Quellen durchgearbeitet haben, um uns in einem so schmalen Band in so kurzer Form so viel Wertvolles zu bieten, so daß wir dieses kleine französische Buch all unseren Leserinnen herzlich zur Lektüre empfehlen. El. St.

Nordland von **René Gardi.** Unter Fischern an Norwegens Küsten, mit 76 Abbildungen. Verlag Orell Füßli, Zürich. Preis Fr. 13.50.

Und was für Abbildungen! Berge, Wasser, Buchten, Blumen, Vogelnester, Fische und Menschen — sie alle locken und rufen uns zu einer Reise in den Norden. Typische Fischergesichter finden wir da, und Gardi erzählt von ihrem harten Beruf, ihrem genügsamen Leben, im Kutter und Flugzeug führt er uns weit hinauf in den Norden nach Finnmarken; er läßt uns teilhaben an den eigenartigen Schönheiten dieses Landes, das jeden in seinen Bann schlägt, der es einmal kennen gelernt hat mit seinen prächtigen ehrlichen und zuverlässigen Menschen, mit seinen zauberhaften Beleuchtungen und seiner unbegrenzten Gastfreundschaft. Die seelische Struktur der Normeger ist der unseren nahe verwandt, in der Sprache finden sich zahlreiche Anklänge an unsere Dialekte, und es war deshalb zu verstehen, daß wir gerade mit diesem Volk besonders mitgelitten haben über den Krieg, von dessen leidvollen Erlebnissen Gardi auch zu erzählen weiß. El. St.

Revue Skandinavien-Schweiz. Unter dem Patronat der Freunde Schwedens, Zürich, der Freunde Finnlands, Winterthur, in der Schweizerisch-norwegischen Gesellschaft Schaffhausen erscheint unter Mitwirkung offizieller und offiziöser Stellen eine Monatsschrift, die für das Interesse der Schweiz für Skandinavien und unsere gegenseitigen Beziehungen in Handel, Industrie und Kultur werben will. In gediegener Ausstattung mit zahlreichen Illustrationen bringt das vor uns liegende März-Heft 1 zahlreiche interessante Aufsätze über alle möglichen Gebiete des skandinavischen Lebens.

Redaktion und Verlag „Revue Skandinavien-Schweiz", Zürich, Postfach Oberstraß. Jahresabonnement Franken 20.—. El. St.

Louis Bromfield: „Beim Morgengrauen". Roman. Einzig autorisierte Uebertragung aus dem Englischen. Titel der amerikanischen Ausgabe „Until the day break". Erste Auflage 1947 (Alfred Scherz-Verlag, Bern).

„Man konnte Paris nicht verändern, weil es eine Idee war, ein Standpunkt, eine Art zu leben, eine Philosophie. Es war unzerstörbar." (Bromfield.)

Der amerikanische Romancier Bromfield führt unsnach seinen Werken „Der große Regen", „Nacht in Bombay", „Mrs. Parkington" hier mit einer Spannung sondergleichen mitten in das Paris von 1940 mit den Schrecken seiner Kapitulation, der Besetzung der Deutschen, dem von Gefahren bedrohten, aber unaufhaltsam zähen Widerstand der Bevölkerung. Und diesem Widerstand gehören im besonderen und in nächster Nähe drei Menschen an: die schöne Roxie Dawn, mit dem vollkommenen Körper und einem imponierenden Mut, die als amerikanischer Star im Alhambra-Theater auftritt; der kleine und häßliche, taktvolle und immer zuverlässige Impressario und Besitzer des „Alhambra, Léon d'Abrizzi, und der in Russisch-Georgien geborene Geliebte von Roxie, Nicky, abenteuerlich und verwegen, der als Freiwilliger der Untergrundbewegung angehört und in allen Angriffen und Ueberfällen keine Todesfurcht kennt. Sie alle Drei, als Fremde, „die keinen Quadratmeter französischen Boden noch einen einzigen Tropfen französischen Blutes besaßen," denken und handeln als Franzosen, weil ihnen Paris zur Heimat geworden, und der Gedanke an den Einzug der Deutschen einen wilden Haß einpflanzt. Es ist dieser, alle Qualen verachtende Widerstand und Haß, der lodernd aus Bromfield's Roman, in Leidenschaft, mit aller Berechnung und allen raffinierten Mitteln mittels der eben so raffiniert-klugen Gestaltungskraft des glänzenden Romanciers hervorbricht und den Leser, gefesselt mitreißt.

Alice Suzanne Albrecht

Otto Eichs Strasser: „Alexandre Vinet". Sein Kampf um ein Leben der Freiheit. Mit vier Bildnissen, geh. Fr. 10.—, geb. Fr. 12.50 (Rotapfel-Verlag, Erlenbach-Zürich).

„In Wirklichkeit scheint er in seiner theologischen Entwicklung sich zu dem Grundsatz Anselm von Canterbury's durchgerungen zu haben: „Ich glaube um zu erkennen." Mit beidem war es Vinet bitter ernst: Mit dem Glauben, und zwar einem auf biblischer Offenbarung begründeten Glauben, sowie dessen gedanklicher Erfassung und denkender Verarbeitung." (D. E. Strasser)

Wir begrüßen es, daß gerade auf den hundertsten Todestag Alexandre Vinets, 14. Mai 1947, diese deutsche Vinet-Monographie des Dozenten für Kirchengeschichte an der Universität Bern und Neuenburg, Otto Erich Strasser vorlieg, die sich neben die französische umfassende Darstellung Eugène Ramberts stellt. Interessant der Lebensweg und die menschliche Entwicklung dieses waadtländischen Vorkämpfers für religiöse Unabhängigkeit und kirchliche Freiheit: seine Jugendzeit mit dem durchdringenden Vater-Einfluß, dessen „beunruhigende Unruhe" über seinem Haupt kreist; seine starke Zuneigung zu Literatur- und Theologie-Studium; seine unermüdliche Suche nach einer „freien Heimat des Geistes"; sein Kampf gegen Krankheit und seelische Depression; seine Verkündigung eines „evangelischen Humanismus", sein Durchdringen zum Apologet, der Gewissensfreiheit, Glaubensfreiheit und Kultfreiheit verteidigt, und deshalb auch Kritik und Angriff ausgesetzt ist (die bis in die heutige Zeit nie aufhören werden). Die mit gewissenhafter Genauigkeit in alle Einzelheiten seines Lebens eingehende liebevolle Darstellung Strassers, die erfüllt von Zitaten aus Vinets Schriften; aus Tagebüchern und Briefwechsel Veröffentlichtes und Unveröffentlichtes schöpft, setzt sich leider nicht in persönlicher Kritik mit seinem „Helden" auseinander.

Alice Suzanne Albrecht

Gertrud Aretz: „Die Marquise von Pompadour". Ein Lebensbild aus dem Rokoko. Mit acht Bildtafeln. Erste Auflage 1947 (Alfred Scherz-Verlag, Bern).

„Trotz ihres unbeschreibaren politischen und künstlerischen Einflusses auf ihre Zeit haftet ihr jedoch auch heute noch der Makel eines Königsliebchens an." „Ohne die Persönlichkeit der Marquise von Pompadour können wir uns das Rokoko kaum denken." (Gertrud Aretz)

„La beauté règne sur la terre avant les rois" (Louis XV.)

Von der bekannten Verfasserin geschichtlicher Biographien, Gertrud Aretz, liegt die Darstellung eines Frauenlebens vor uns: der Marquise de Pompadour, deren Mutter schon Maitresse einflußreicher Männer gewesen, und die mit 15 Jahren mit dem 24jährigen reichen Lenormand verheiratet, auf dem Schlosse Etioles aufwächst. Diese jugendliche Gemahlin aber, weder zärtlich noch leidenschaftlich, doch mit frauenhaftem Reiz und scharfem Geist ausgestattet, ehrgeizig und machtlüstern, ruht durch alle Hemmnisse und Intrigen hindurch nicht, bis sie als offizielle Maitresse des Königs Ludwig XV. Gunst erworben hat und ihre große Lebenskunst an einem in Reichtum und Prunk erblühenden Hof während 20 Jahren ausübt.

Trotz der Anfeindungen der Jesuiten, dem Widerstand des Dauphin's, der sie „maman putain" nennt, dem Spott Richelieu's, ihrer so unpopulären Stellung; den „Poissonaden" behauptet sich die Marquise de Pompadour, zur Herzogin und Palastdame ernannt, durch ihren erfinderischen Geist und ihre genialen Einfälle als politische Ratgeberin, als Künstlerin und Mäzenin vor einem, von verheerender Leidenschaft und Sinnlichkeit beherrschten, kleinmütigen und schwachen König.

Die Darstellung dieses Frauenlebens, ausschmückend und elegant erzählt, ruft uns ein buntes Bild pikanter Frauenpsyche und kulturfittlicher Zustände und Gebräuche aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts herauf.

Alice Suzanne Albrecht

Fragen der Menschenbehandlung

E. B. Wenn man Menschenkenntnis und die Kunst der Menschenbehandlung aus einem Buche lernen könnte, dann wäre das Buch von P. D. Dr. Franziska Baumgarten „Die Psychologie der Menschenbehandlung im Betriebe"* ein vollkommenes Lehrmittel. Aus ihrem reichen Wissen, schöpfend aus langjährigen wissenschaftlichen Studien und aus der Verarbeitung einer erstaunlich umfangreichen Fachliteratur, gibt die Autorin ein übersichtliches und erschöpfendes Bild aller vielverzweigten Bezogenheiten zwischen Vorgesetzten und Untergebenen, nachdem sie einleitend den Wandel in den Lebens- und Arbeitsformen im Lauf der Jahrhunderte zur Sprache gebracht hat.

Alle Einzelheiten der Situation des Menschen als Arbeiter, Angestellter und Chef, die Anforderungen an Charakter und Arbeitsleistung werden in klar aufgebauten Kapiteln dargestellt. Eingehend sind die Funktionen des Befehlens und des Gehorchens analysiert, Ratschläge über die Technik des Befehlens (Inhalt, Ton, Zeitpunkt des Befehls u.a.m.) fügen sich an. Aufsichtsrecht sind die Ausführungen über das Kontrollieren der Arbeit, über Tadeln, Loben, Strafen. Der Angestellte wie der Chef werden als Typus geschildert (wir werden in die Lage versetzt, die 50 Eigenschaften eines Chefs, wie sie die Autorin aus Fachschriften zusammenstellte, kennen zu lernen!) Interessant sind die im Anhang beigefügten Muster von „Bewertungskarten", wie sie heute in den Kartotheken großer Firmen über die Angestellten geführt werden und die auszufüllen allein schon gute Beobachtungs- und Bewertungsgabe verlangt. Schließlich wird die Auslese der Angestellten nach sozial-psychischen Gesichtspunkten durch Berufseignungsprüfungen empfohlen und betont, wie wichtig es wäre, würde man auch darauf sehen, daß Chef und Angestellter charakterlich zu einander, d. h. zur Zusammenarbeit passen.

Natürlich ist solch ein Buch auf lange Sicht geschrieben, heute, zur Zeit des Arbeitermangels sieht man sich außerstande, in der Praxis auf solche Details genügend Rücksicht zu nehmen, doch dürften sehr viele dieser Einsichten und Hinweise für den Arbeitgeber in normalen Zeiten sehr maßgebend sein. Da weder die Meister, noch die vollkommenen Chefs vom Himmel fallen, kann ein solches Buch für sehr Viele ein wertvolles Handbuch werden, ihnen manches erklärend an Vorgängen im eigenen Innern oder in der Seele der Mitarbeiter, dem Lernbereiten ist er bereit, ein Lehrer zu sein.

Viele der Hinweise sind auch anwendbar auf die Beziehungen zwischen Lehrer und Schüler, Hausfrau und Hausangestellter, sogar zwischen Eltern und Kind. Vor allem aber geht es hier um die Fragen der Menschenbehandlung in großen Betrieben, deren richtige Lösung so entscheidend wichtig zur Erhaltung des „Arbeitsfriedens" ist, für den reibungslosen Umgang zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer und damit so wesentlich für ein harmonisches Kräftespiel im Volksganzen. Der Arbeitsfriede ist eine wesentliche Voraussetzung für das Gedeihen unserer Wirtschaft und für das Bestehen eines einigen Volkes, daher geht auch uns Frauen an, was immer zur Erhaltung und Förderung des Arbeitsfriedens beitragen kann. Um auch Außenstehende besser in diese Fragestellungen einzuführen, soweit sie den Menschen (nicht die der Preise und Löhne) betreffen, geben wir abschließend einige Betrachtungen aus dem Schlußwort der Autorin wieder:

„. . . Die Beziehungen der Menschen zueinander im Betriebsleben sind noch weiter belastet durch die Gegensätze, die zwischen den Anforderungen der Geschäftsführung und der menschlichen Natur bestehen:

1. Die Entwicklung der großen Unternehmungen, die ein nie geahntes Ausmaß angenommen hat, ermöglicht, die Produktion enorm zu steigern, was sehr wirtschaftlich ist. Dies geschieht jedoch auf Kosten der persönlichen Freiheit, resp. des Verlustes der Selbständigkeit (sowohl in der Industrie wie im Gewerbe), des Verzichtes zahlreicher Individien auf eigene Handlungsfreiheit, andrerseits des Arbeitens unter Zwang der zahlreichen Angestellten. — In der menschlichen Natur liegt aber der Drang zur Freiheit.

2 Unverkennbar ist der immer größere Unabhängigkeitsdrang der Massen, während der Herrscherwille der Machtbesitzenden unverändert geblieben ist.

3. Die Leitung der Riesenbetriebe und Handelsunternehmungen ermöglicht so einen großen Aufstieg einiger weniger Persönlichkeiten auf Seiten der Unternehmer, während auf der andern Seite eine Verkümmerung der Persönlichkeit bei der großen Masse der Arbeitnehmer zu verzeichnen ist.

4. Die Angestellten sind genötigt, am fremden Unternehmen mitzuarbeiten, für fremdes Wohl zu schaffen, aber als „Zeitweiliger" auf Kündigung angewiesen zu sein, während man sonst das größte Interesse eigenen Dingen zuwendet. Die große Verbreitung des genossenschaftlichen Gedankens findet ja ihre Erklärung in dem Empfinden vieler Menschen, an einer dem allgemeinen Wohl dienenden Sache mitarbeiten zu dürfen.

5. Nichts erleichtert eine geordnete Produktion und Geschäftsführung mehr als straffe Ordnung, und nichts ist so vielen Menschen lästiger als leben und arbeiten nach einem ihnen aufgedrängten Schema.

6. In der Situation „Vorgesetzter-Angestellter" äußert sich ferner ein unter Umständen tragischer Konflikt: wo Macht ist, da wird die Macht aus Herrschsucht oder Geltenwollen mißbraucht; wo Gehorsam notwendig ist, da entsteht gegen ihn eine Auflehnung aus dem gleichen Geltungsdrang.

7. Die Geschäftsführer besitzen auf Grund ihrer natürlichen Veranlagung häufig die Neigung, sich mit den Dingen, mit der Ware, dem Produzieren, dem Absatz, den Transaktionen zu beschäftigen. Seltener gibt es Geschäftsleute, die in gleichem Maße eine Neigung für „menschliche Belange" besitzen. (Nach unsern Feststellungen sind sie dabei mehr „geselig" als „gemeinschaftlich" veranlagt). Die gegenwärtige Organisation des Wirtschaftslebens mit der sehr weitgehenden Arbeitseinteilung verlangt jedoch das Mitarbeiten der Angestellten — daher eine soziale Veranlagung der Arbeitgeber.

8. Der Angestellte, der sich als Mensch fühlt, fordert für sich Aufmerksamkeit und Verständnis und daß man in ihm einen Menschen sieht. Er besteht auf seinem Menschentum, er will als Mensch genommen werden. — Aus Atavismus, aus der Zeit, da dem Menschen die Beute nur durch Kraft und Gewalt zufallen konnte, er daher zu großen Mitteln greifen mußte, besitzen wir nicht die Fähigkeit des „zarten Umgangs" miteinander. Viel eher gehen wir vorsichtig mit zerbrechlichen Dingen wie Glas um, deren Be lust für uns augenscheinlich ist, als daß wir ähnliche Vorsicht auch im Umgang mit Menschen anwenden. Und doch, wie verletzbar ist unsere Seele, besonders diejenige eines von uns abhängigen Menschen.

9. Der Vorgesetzte muß infolge seiner Aufgabe immer von dem Angestellten etwas verlangen, — Leistung von besonderer Qualität und positive Charaktereigenschaften. Oft aber, wenn der Mensch von andern etwas fordert, stößt er auf einen Unwillen, wenn nicht auf einen Widerstand. Daraus allein ergibt sich schon die zwiespältige Lage des Vorgesetzten, ein wahrer circulus vitiosus, weil er Befehle erteilt, ist er unbeliebt, weil er unbeliebt ist, werden seine Befehle nicht ausgeführt.

Alle diese Gegensätze sollen, wenn nicht aus der Welt geschafft, so doch gemildert werden, und diese sowohl verantwortliche wie schwere Aufgabe des „corriger la fortune" fällt der Menschenbehandlung zu" . . .

* Franziska Baumgarten, „Die Psychologie der Menschenbehandlung im Betriebe. (2. ergänzte Auflage) Schriften zur Psychologie der Berufe und der Arbeitswissenschaft, Heft 4, 304 Seiten, Fr. 15.50. Rascher Verlag, Zürich.

Warum
eine Sammlung für das gesundheitlich gefährdete Schweizerkind?

Weil der Krieg auch bei uns eine Zunahme verschiedener Krankheiten — vor allem der Tuberkulose und des Asthmas — mit sich gebracht hat. Diese Entwicklung zeichnet sich ebenfalls bei der Jugend ab. Die Bekämpfung der Tuberkulose ist daher heute dringender denn je. Sie ist eine Aufgabe der Allgemeinheit und eine Angelegenheit des Selbstschutzes jedes einzelnen Bürgers, da eine weitere Verbreitung dieser Krankheit unsere Jugend — die kommende Generation — bedroht. Die Durchleuchtungen bei der Armee während des Aktivdienstes 1939—1945 ergaben z. B. eine erschreckend hohe Zahl von Tuberkulosekranken Wehrmännern. Soll dieser gefährlichen Entwicklung entgegengearbeitet werden, so muß schon bei der Jugend mit den entsprechenden Maßnahmen begonnen werden.

Weil die verschiedenen Fürsorge-Institutionen, die für die Jugend tätig sind, immer mehr Mittel für die gesundheitlich gefährdeten Schweizerkinder aufwenden müssen. Eine sich daraus ergebende finanzielle Ueberlastung würde schwere Folgen nach sich ziehen, da die verfügbaren Mittel dann nicht mehr für andere, dringende Aufgaben fürsorgerischer, erzieherischer und kultureller Art in der Jugendhilfe eingesetzt werden könnten.

Weil die Sanatorien überfüllt sind, so daß stets viele jugendliche Patienten im Unterland auf Aufnahme warten müssen. Der Zustand der Ueberfüllung besteht sowohl in den fünf ausgesprochenen Kinderheilstätten, als auch in den vierzehn weiteren Sanatorien, in denen Kinder aufgenommen werden. So müssen z. B. 70—80 Kinder, zum Teil solche mit Asthma und offener Tuberkulose, warten, bis sie ihre Kur im Kindersanatorium Davos antreten können. Diese Kinderheilstätte, eine Gründung der Stiftung Pro Juventute, seit über 20 Jahren aber eine selbständige Genossenschaft, ist dadurch bei andauernder Besetzung aller verfügbaren Betten immer wieder vor die harte Wirklichkeit gestellt, zahlreiche auf Heilung wartende junge Patienten nicht aufnehmen zu können.

Hotel Augustinerhof

St. Peterstraße 8 / ZÜRICH / Tel. 257 22

Zentrale Lage

Ruhiges, angenehmes Haus
Behagliche Räume
Gepflegte Küche

Leitung: Schweizer Verband Volksdienst

Redaktionsschluß

jeweilen am **Dienstag abend**

Die Redaktion

Kantonales Aktionskomitee für das Frauenstimmrecht

Zur Finanzierung der Propaganda für die im November 1947 stattfindende Abstimmung über das Frauenstimmrecht, veranstaltet das kantonale Aktionskomitee

Samstag, den 14. Juni 1947, abends 20.00 Uhr

Einen bunten Abend mit Bazar

in den „Kaufleuten", Pelikanstr. 18, Zürich.
Eintritt Fr. 3.—.

Emil Hegetschweiler hat seine Mitwirkung zugesagt, ein Kinderballett und vieles andere bergen für einen sehr vergnügten Abend, zu dem wir Sie freundlich einladen.

Für den Bazar bitten wir Sie höflich Gaben bis 4. Juni:

Zürich: An Frau Freymond, Susenbergstr. 185, Zürich;

Winterthur: In der Frauenzentrale, Metzggasse 2, Winterthur,

abgeben zu wollen. Daselbst werden auch Anmeldungen für den bunten Abend entgegengenommen zur Bestellung eines Kollektivbilletts. Bitte gewünschten Nachmittags- oder Abendzug angeben.

Auch Geldgaben werden mit herzlichem Dank angenommen und auf Postcheckkonto VIII b 2157 erbeten.

Kleine Rundschau

Frauen in aller Welt

Die UNO wählt ihre Komitees noch sehr einseitig männlich. In die Kommission zum Schutz der Minderheiten sind elf Männer und eine Frau — Miß Mourve (U. K.) gewählt worden, und in diejenige für die Nachrichten- und Pressefreiheit zehn Männer und keine Frau.

In Polen bekleiden 100 Frauen das Amt eines Richters oder Untersuchungsrichters; 7 Frauen sind Distrikts-Richter, 18 Gemeinde-Richter, 6 Assistentinnen bei öffentlichen Untersuchungsgerichten, 15 Untersuchungsrichter und 67 Substituten. Außerdem sind 168 Frauen Beamte des Gerichtshofes.

In Stockholm wurde Professor Karin Kock, welche bei zahlreichen Gelegenheiten die Regierung in wirtschaftlichen und finanziellen Fragen beraten, hat zum Minister ohne Portefeuille ernannt, als erste schwedische Frau, die in den Rang eines Kabinettmitgliedes kommt. Sie wird Schweden an der Internationalen Weltwirtschaftskonferenz im Juni in Genf vertreten. International Womens News.

Gleiche Rechte

billigte die italienische Konstituante den Frauen auf dem Gebiete der Berufsarbeit zu. Ein entsprechender Artikel der neuen Verfassung, die jetzt in Rom beraten wird, ist soeben angenommen worden. E. B.

Zunahme der gewerkschaftlich organisierten Frauen

Der schweizerische Gewerkschaftsbund hat einen Bericht über seine Entwicklung 1939 bis 1946 herausgegeben. Sein Mitgliederbestand hat allein 1946 um 145 200 Personen zugenommen und beträgt rund 400 000. Die heutige Hochkonjunktur, die Sozialpolitik des Arbeitsfriedens und der Verständigung, die sich u. a. im Zustandekommen zahlreicher Gesamtarbeitsverträge zeigt, haben diese Entwicklung begünstigt. Besonders groß ist die Zunahme der weiblichen Mitglieder in den Verbänden der Textil- und Fabrikarbeiter und der Bekleidungs-, Leder- und Ausrüstungsarbeiter. Die Mitgliedschaft der Frauen hat seit 1939 um 91 Prozent (die der Männer um 26 Prozent) zugenommen. Es wird nun Sache der Frauen sein, dafür Sorge zu tragen, daß die Mitarbeit der Frauen an führender Stelle zutage trete. E. B.

Ueber Käthe Kollwitz und ihre letzte Zeit

schrieb uns vor einiger Zeit ein Freund unseres Blattes, der durch persönliche Beziehungen dazu in der Lage ist folgendes:

Käthe Kollwitz wurde im November 1943 in Berlin ausgebombt. Sie lebte daraufhin bei der Bildhauerin Marg. Böning in Nordhausen im Harz. Später wurde sie von Prinz Heinrich von Sachsen, dem Sohn des letzten Königs von Sachsen, in Moritzburg bei Dresden aufgenommen, wo sie am 22. April 1945 starb und vermutlich auch begraben ist. Ihre letzten Worte waren: „grüße alle".

Diese Nachricht widerlegt deutlich die am 13. Dezember 1946 auch in unserem Blatt wiedergegebene Auffassung, daß die große Künstlerin in Ostpreußen verhungert sei.

Der steigende Komfort

Nach unlängst veröffentlichten statistischen Angaben ist der technische Standard in den Vereinigten Staaten in den letzen Jahren gewaltig gestiegen. 1900 gab es 8000 Automobile, heute 25 800 000, 1 300 000 Telephonapparate wuchsen zu 27 900 000. 1925 besaßen 3 700 000 Haushalte Radioapparate, heute 30 500 000. Elektrische Waschmaschinen gibt es derzeit 17 200 000, verglichen mit 2 800 000 anno 1926. Staubsauger finden sich heute in 13 700 000 Heimen, verglichen mit 4 Millionen im Jahre 1926. Elektrische Eisschränke weisen eine ganz besondere Verbreitung auf: 1926 betrug ihre Zahl 68 000, Ende 1946 20 Millionen. „Basler Nachrichten"

Veranstaltungen

Ferienwochen für Hausangestellte 1947

Organisiert von der schweizerischen und den kantonalen Arbeitsgemeinschaften für den Hausdienst.

Hausangestellte! Hausfrauen! Arbeitgeber! Alle, die Hausangestellte kennen! Machen Sie Propaganda für die Ferienwochen!

Hausangestellte, wir laden Sie herzlich ein, an einer der folgenden Ferienwochen teilzunehmen:

Aeschi bei Spiez. Fr. 6.50 pro Tag. 8. bis 15. Juni. Ferienhaus „Alpenblick". Im Berner Oberland, 860 Meter ü. M.

Neukirch a. d. Thur. Fr. 6.50 pro Tag. 22. bis 29. Juni. Im „Heimeli".

Cuschа ob Maienfeld. Fr. 6.50 pro Tag. 15. bis 22. Juli und 2. bis 15. August. Im „Guschaheim".

Lungern (Brünig) St. Josephsheim. Fr. 5.75 bis 7.40. 13. bis 19. Juli.

Sachseln (Obwalden). Fr. 7.50 pro Tag. 20. Juli bis 9. August (evtl. länger). „Obkirchen", Haus des Schweiz. Kath. Frauenbundes, vorwiegend für Hausangestellte aus der Innerschweiz. Auf Wunsch wird ein besonderer Prospekt gerne zugestellt.

Herzberg b. Aisp (Aargau). Fr. 6.50 pro Tag. 27. Juli bis 3. August. Volksbildungsheim.

Moscia-Ascona. Fr. 7.— pro Tag. 30. August bis 6. September. Evangelisches Jugendhaus.

Beatenberg. Fr. 6.50 pro Tag. 13. bis 20. September. Ferienheim „Bärgfreud".

Zu den Kosten für die Pension müssen noch die Billetspesen und ein persönliches Taschengeld gerechnet werden. Dazu kommt der Beitrag an eine Unfallversicherung. Die Pension und der Versicherungsbeitrag sind am Ferienort zu begleichen. Bei der Verteilung der Zimmer werden Wünsche soweit als möglich berücksichtigt.

Wir werden gerne Fragen aller Art beantworten.

Anmeldungen sollen spätestens 14 Tage vor Beginn der betreffenden Ferienwoche im Besitz der Schweizerischen Arbeitsgemeinschaft für den Hausdienst, Merkurstraße 45, Zürich 7, Telephon 32 58 57, sein. Hausangestellte, Sie leisten uns und sich selbst einen Dienst, wenn Sie sich möglichst früh anmelden! Weiterer Bericht wird folgen, sobald die Anmeldungen vorliegen.

Prospekte sind bei Merkurstr. 45, Zürich 7, erhältlich

*

Besser waschen mit PERSIL

PD 4655 b

Der diesjährige musikalische Ferienkurs Braunwald (13. bis 22. Juli)

hat zum Thema: Meisterwerke der Kammermusik und des Liedes. Referent ist Prof. Dr. B. Baumgartner (Salzburg), welcher auch einen Sonderkurs für Gesangsmusik halten wird. — Als Künstler wirken mit: Das Calvet-Quartett (Paris), Paul Baumgartner (Klavier), Rodolfo Felicani (Violine), Marcel Saillet (Oboe), Emil Fanghänel (Klarinette), Julius Patzak (Opernsänger, Wien). Ein Sonderkurs für Kammer-Ensemble wird erteilt durch Joseph Calvet. — So wird Braunwald wieder eine Fülle des Schönen und Lehrreichen bieten! H. Lr.

Radiosendungen für die Frauen

sr. Für die Frauenstunde vom Mittwoch, den 28. Mai, 16 Uhr, wählte Hedwig Forrer-Stapfer das ansprechende Thema: „Mer plaudered e chly über Mode". „Notiers u. probiers" befaßt sich am Donnerstag 14 Uhr mit den Varianten: „Gestrickte Webmuster — Ich habe keine Gemüse-Saftpresse — Ein süßes Rezept — Fragen Sie, wir antworten —. „Die Kindergärtnerin?" Ueber dieses Thema sprechen sich in der halben Stunde der Frau am Freitag, um 14 Uhr, Gertrud Riggli und Elisabeth Meister aus, während anschließend Silvia Bänninger mit einer muntern Kinderschar vors Mikrophon tritt. „Wir diskutieren Erziehungsfragen": wenn wir dies schon tun, dann lassen wir uns gerne am Freitag, 21.15 Uhr, von Jacques Berna in der gleichnamigen Sendung beraten.

Redaktion
Frau Cl. Studer v. Gumoëns, St. Georgenstr. 68, Winterthur, Tel. 2 68 69.

Verlag
Genossenschaft Schweizer Frauenblatt: Präsidentin Dr. med. h. c. Else Züblin-Spiller, Kilchberg (Zürich)

Unmöglich!
daß es noch Haushaltungen gibt ohne
Dampfkochtopf „Securo"
Damit kochen Sie zehnmal schneller.
Wir liefern ab Lager!
SCHWABENLAND & CIE A.G. ZÜRICH
Nüschelerstr. 44 Tel. 25 37 40

SCHAFFHAUSER WOLLE
MARQUE DÉPOSÉE

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren
Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70
Filiale Bahnhofplatz 7
Telephon 27 48 88

Ambrosia
das beliebte
Speiseöl und Kochfett

WELTI-FURRER
Möbeltransporte
in der Stadt über Land ins Ausland und nach Uebersee
Möbellagerhäuser
23.76.15

um auch für die Kinder ein paar ruhige Augenblicke frei zu bekommen, ist heute für die vielbeschäftigte Hausfrau nicht leicht. Da kommen ihr Maggi' Produkte immer wieder zu Hilfe: sie nehmen die zeitraubende Zurüstungsarbeit ab, verkürzen die Kochzeit und erleichtern die Zubereitung vieler Gerichte.

MAGGI' PRODUKTE
die Helfer der Hausfrau.

Manz & Co.
Kolonialwaren
Zürich 1
Zähringerstraße 24
Telephon 32 17 56
Fabrikation von Konfitüren und butterhaltigen Kochfetten

Der heimelige Teeraum
Marktgasse 18
Gipfelstube
W. BERTSCHI, SOHN
ZÜRICH

Das Vertrauenshaus für
BETT-
TISCH- und
KÜCHENWÄSCHE
in Leinen und Halbleinen
Leinenweberei Bern AG., Bern
City-Haus Bubenbergplatz 7

MEYER-BUCK
Zürich, Schifflände-Kirchgasse
Porzellan
Kristall
Keramik

Marnba
SCHAUMBÄDER
für die rationelle Schönheitspflege verjüngen, erfrischen, reinigen, pflegen und parfümieren die Haut
In Apotheken, Drogerien, Parfümerien und beim guten Coiffeur

Das billigste Werbemittel ist und bleibt die Zeitung!